

IM SPIEGEL

Neulich, nach meinem Nietzschevortrag im Kurhaus, während die Besucher noch aus dem Saal strömten, unterhielt ich mich mit einem Herrn. Plötzlich drängte sich ein Unbekannter, der wie ein alter Militär aussah, zwischen uns und sagte, verblüffend manierenlos, ohne auch nur ein Wort der Entschuldigung, zu mir: „Ich muß Sie sprechen“.

„Sie sehen doch, daß ich mich unterhalte“.
„Ich habe Ihnen nur einen Satz zu sagen“.
„Gleichwohl, Sie müssen warten“.

Nach einer Weile ging ich zu ihm hinüber. Er nannte seinen Namen und fuhr fort; er stelle mit Bedauern fest, daß ich mich unter den heutigen Umständen dazu hergebe, mein Land zu beschimpfen.

„Beschimpfen?“ erwiderte ich; „ich finde, daß man schon ein Dummkopf sein muß, um meinen Vortrag für eine Beschimpfung zu halten“.

Eine so knappe Antwort schien er nicht erwartet zu haben; er meinte im Abgehen nur noch: „Wrong or right — my country“.

Der Zufall will, daß ich kurz vorher über diesen Satz ein paar Notizen gemacht hatte. Ich darf sie hierher setzen:

Ich habe nie den Engländer feststellen können, der diesen Ausspruch getan haben soll. Sicher ist, daß ihn bei uns immer die Nationalisten im Munde führen. „Recht oder Unrecht, mein Land“ — das gefällt ihnen und damit bringen sie unangenehme Mahner zum Schweigen. Aber wrong ist wrong, und right ist right, und es wird Zeit, zu erklären, daß Recht und Unrecht nicht im angeblich höheren Begriff des Vaterlandes verschwinden dürfen. Der Spruch könnte über der Pforte von 1933 stehen, es ist charakteristisch, daß gerade er den Deutschen so gut gefiel. ~~Man darf ihn nicht mehr dulden. Man muß erreichen, daß ihn niemand mehr gebraucht, weil er dem Bekanntheit gleichkommt, zur Partei der Militäristen, der Leute der Revanche zu gehören.~~

Soweit mein Selbstzitat. Ich schäme, es wird auch weiterhin nicht an Versuchen fehlen, uns solche Maximen einzureden. Oder auch gewisse Gestalten, von Friedrich dem Großen bis Hindenburg.

Aber es kommt weit weniger darauf an, dafür zu sorgen, daß die Patrioten nicht aussterben, als dafür, daß wir eine Generation vernünftiger, einsichtiger Realisten ~~erziehen~~. Die Militärs haben nichts mehr zu sagen; sie mögen grollen und im übrigen schweigen.

Was war jener Einfall, jemand nach dem Vortrag zur Rede zu stellen, anderes als ein Versuch der Einschüchterung? Man braucht nur zu verabreden, daß derartige Zurechtweisungen methodisch betrieben werden sollen, und ein nicht nachweisbarer Ring ist gebildet. Man sei auf der Hut und gehe niemals auf eine Rechtfertigung ein.

Was ist das Schlimmste, das ein Mensch erleben kann? Der Augenblick, wo er weiß, daß Gott und die Welt ihn verlassen. Es ist ihm klar geworden, daß das Schicksal ihn zermalmen wird, daß nichts mehr ihn rettet.

Ich suche mir vorzustellen, was jene Frauen empfunden haben, die man Nacht um Nacht in nacktem Zustand auf Lastwagen lud, zur Hinrichtungsstätte fuhr, wie Kartoffeln ausgeschüttete und in die Gaskammer trieb. Wäre es nur ein kurzer Augenblick des Grauens — aber Wochen und Monate sind vergangen, seitdem sie aus ihren Häusern geschleppt worden sind.

So blieb ihnen Zeit, zehntausendmal die Skala des Entsetzens zu durchlaufen. Furchtbarer als die körperlichen Leiden, als Hunger, Mißhandlung, Krankheit, Gestank müssen die Qualen ihrer Seele gewesen sein. Da ist die Angst; aber sie bedeutet nichts; da ist die Hoffnungslosigkeit, aber sie wird sich zur Verzweiflung steigern. Da ist die Erinnerung, daß es einmal etwas wie Menschenwürde und Menschenrechte, Rechtszustand und Schutz ge-

geben hat — irgendwo mag das gelten, nicht aber mehr für sie, die allein sind mit den Henkern.

Sie haben Männer — die Männer, mordet man in einem andern Lager. Sie haben Kin-

der — da ist einer, der den Säugling mit der linken an einem Beine pakt, mit der rechten durch das Köpfchen schießt. Es gibt Variationen: Mädchen, die lebend in den Glutkessel einer brennenden Scheune geworfen werden; andere, die man künstlich befruchtet, dem Messer, den Spritzen, den Versuchen der Ärzte ausliefert. Wo ist Gott, wo ist die Menschlichkeit, wo ist das Erbarmen?

Ich bin mir bewußt, daß das, was ich hier schreibe, nichts taugt, weil es einen Grad des Zusammenbruchs gibt, der sich nicht mehr in Worte fassen läßt. Gewiß ist nur: wenn es je Menschen beschieden war, die Apokalypse, die Schrecken des letzten Tages, die Entfesselung des Tieres zu erleben, dann diesen.

Verlassen von Gott und den Menschen — in welche Bilder, Fragen, Ungeheuer, Gleichnisse mag diese Erkenntnis sich verwandelt haben? In Visionen, ich bin es sicher, die gräßlicher waren als die, denen man auf gemalten Höllenszenen, gestochenen Totentänzen, den Phantasien Breughels begegnen kann. Sie sind untergegangen im letzten Röcheln des Opfers. Niemand kündigt von ihnen, und die Phantasie schreckt davor zurück, sich das Unmaß solchen Leidens bewußt zu machen.

Vernichtungslager, was für ein schauerliches Wort. Es enthält eine Entschlossenheit, die

bewirkt, daß einem vor dem Menschen graut. In diesen Lagern tötet man nicht im Affekt, auch nicht um zu vergelten, und nicht einmal aus Haß. Man führt eine Anweisung durch, bedient sich der Methoden der modernen Organisation. Man vernichtet Menschenleben, wie man Rüben aus dem Boden reißt. Wieviele Äcker so bereinigt werden, das ist dieser sadistischen Menschenmaschine gleich.

Sind es aber nur Maschinen? Es kann nicht möglich sein. Von denen, die den Tod erleiden, wendet sich die Vorstellung denen zu, die ihn bereiten, und gelangt zur selben Frage: was haben sie empfunden, was ging in ihren Seelen vor? Es müssen tausende von Schergen gewesen sein, und durch die Jahre wohnten sie als Zeugen dem fürchterlichen Sterben bei.

Sie haben nicht mehr die Entschuldigung der Büttel der vergangenen Zeiten — die Unbildung, die Roheit des Jahrhunderts. Sie alle hatten die geordnete Gesellschaft gekannt, Schulen besucht, um die Sicherungen der modernen Zivilisation gewußt. Waren sie im Grunde nicht so schlimm daran, wie ihre Opfer selbst? Bedrohte sie nicht derselbe Wahnsinn? Konnten sie noch schlafen, ihren Kindern ins Auge sehn? Waren nicht auch sie Visionen, Bildern, den Erinnerungen der Mörder ausgesetzt?

Wie steht es in dieser Beziehung mit den

Ärzten? Wie, sie brachten es über sich, lebenden Menschen, die sich vor ihnen entsetzten. Petrol bald in die Brust, bald in die Gelenke zu spritzen, einen Frauenschöß künstlich, das heißt durch brutalsten Zwang zu öffnen? Befruchtung an einer Weinenden, Flehenden, Überwältigten, Gefesselten vollzogen — ich suche es mir auszudenken und stoße auf eine Reaktion, die mich bedrückt: wenn das, was diese Leute tun, als deutsch gilt, ist es besser, kein Deutscher zu sein.

Bildung schützt nicht vor der Bestialität, Wissenschaft nicht vor dem Verlust des Gewissens? Welchen Wert denn haben Sie? Vivisektion am unbetäubten Menschen — wer weiß, ob nicht auch das gescheh? Die Zivilisation der Freiheit endet im Nihilismus, der die Vernichtung des Ethos ist. An welchem Abgrund stehen wir?

Ich gestehe, daß es mir eine Erleichterung war, zu hören, daß man Anstalten einrichten mußte für SS-Leute, Helferinnen, Lagerorgane, die den Verstand verloren hatten. Wenn die Menschen noch den Verstand verlieren können, im Angesichte dessen, was sie einander antun, steht es nicht völlig hoffnungslos mit ihnen.

XX
Ich las zum ersten Mal eine Biographie Moltkes, der Zufall wehte sie mir auf den Tisch. Sie ist gut geschrieben, der Verfasser heißt Eckart von Naso und hat darstellerische Gaben.

Menschlich gesehen gibt es wenige Gestalten, die so sympathisch wie Moltke berühren: eine saubere, straffe Erscheinung, die ziel-

sicher ihren Weg geht, von Ehrgeiz, Neid, Intrigen nicht verwirrt — sachlich, klar, geleitet durch Abstand und Selbstzucht.

Aber dank solcher über- oder unpersönlicher Haltung ist er auch eine Maschine fast — ein klassischer Fall der Vergeistigung, die das Leben nach abstrakten Normen zu lenken und damit bereits zu vergewaltigen sucht.

In Moltke vollendet sich der nach den napoleonischen Kriegen auftauchende Typ des Soldaten, der die Schlachten nicht mehr an der Front leitet, sondern am Schreibtisch die Taktik zur Wissenschaft, zum Gegenstand der methodischen Vorbereitung macht: der Generalstäbler entstand und entsann den Vernichtungskrieg.

Nichts scheint realistischer, wirklichkeitsnäher zu sein, da bei dieser wissenschaftlichen Behandlung so materielle Dinge wie Volkskraft, Einwohnerzahl, Wirtschaft, Eisenbahn, Fabrik, Kaserne, Geheimdienst und Verpflegung in der Rechnung stehen. Das alles jedoch tritt eines Tages über in den Zustand der Abstraktion, der reinen Idee, des Extrems zuletzt, des Vabanque, des Alles oder Nichts: das Wirklichste endet als Selbstaufzehrung, als Chimäre und Besessenheit; vom Vernichtungskrieg war nur noch ein Schritt zum Vernichtungstager.

Wir heute sind befähigt, solche Zusammenhänge, in denen sich die tiefe Paradoxie des Menschenwillens andeutet, genauer zu sehn, weil ein Zeitalter beendet ist. Wir erleben es nicht mehr, wir stecken nicht mehr mitten drin — es liegt hinter uns, ging in die Vergangenheit ein. Es gibt kein Preußen, keine

*Kriegskrieg, Im andern zuge-
hört, war nur noch ein
Schritt zur Vernichtung der
eigenen Nation.*

Junkeraste mehr, kein Lebenssystem, das sich die Idee des Offiziers zum Mittelpunkt wählt und ihn umkreist.

Es gibt das nicht mehr und wird es so nicht mehr geben; die dreihundert Jahre preußischer Willensbildung, die zweihundert Jahre preußischer Führung sind abgelaufen und lehren, daß in Menschendingen nichts dauernd, nichts absolut sein kann.

Der Nekrolog auf die Erscheinung Preußen verbindet sich bereits mit einer bisher nicht möglichen und zum Nachdenken veranlassenden Einsicht: wie sehr doch — objektiv, nicht subjektiv gesagt — die preußische Welt eine Ordnung zu Gunsten einer herrschenden Klasse gewesen ist: zunächst des Adels und des Grundbesitzes, dann weiter ausgreifend und stark im Werben, der Beamten, der Gebildeten und des verdienenden Bürgertums.

Die Grundlehre der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung spricht etwas aus, worauf man nicht genug geachtet hat. Werden die materiellen Zustände verändert, treten zum Beispiel Industrie und Technik auf, so ändern sich auch die Ideen. In der Tat, was sind Ideen? Doch nur Versuche, gewordene Einrichtungen wie die Gemeinschaft zu ordnen, aus ihnen die Ansprüche und Rechte abzuleiten. Altwerte verteidigen sich, Neuwerte drängen nach und sind mehr als demagogische Erfindungen. Erfahren die Produktionsmittel einen Wechsel, so wechselt automatisch die Lehre vom Wert der Klassen.

Das Gebilde Preußen wird, kein Zweifel, nachdem es historisch geworden ist, die Gesellschaftsphilosophie noch oft beschäftigen. Es hat enorme Erfolge gehabt, schließlich den ganzen Kontinent, die gesamte Welt sogar zur Auseinandersetzung genötigt — es durchlief Aufstieg, Entfaltung, Untergang, die Reihe der natürlichen Phasen. Es machte eine der Möglichkeiten, den Staat von der Idee her

zu formen, sichtbar: die totale, die diktatorische.

Noch vor vierzig Jahren schien Preußen für die Ewigkeit gegründet zu sein; und in den letzten zwölf kehrte dieser Glaube zurück. Die Zerschlagung, deren Zeuge wir geworden sind, vollzieht sich ebenso gründlich und überlegt wie die Geschichte seiner Gründung und seines Siegeszuges. Wir erleben Geschichte, Weichenstellungen, Übergänge von Äon zu Äon. So werbend, so suggestiv war die preußische Idee, daß sie in ihrer letzten Phase Menschen, die ihrer Abstammung nach nicht zu Preußen gehörten, in die Führung berufen konnte.

Dieser ihr höchster Erfolg war auch ihr letzter, der mit der Katastrophe abschloß. Wägt sie nur ab, die Einsicht, daß das Preußische ins Reich der Schatten absank. Nutzlos das Bedauern, dieser Pan aus dem Norden ist tot.

IM SPIEGEL II

26. I. 46

26.1.46

Als Thomas Mann im Sommer den Vorschlag zurückzukehren / mit einem ablehnenden Brief beantwortete, kam zum ersten Mal nach dem Waffenstillstand etwas wie eine öffentliche Meinung zustande — zum mindesten beschäftigte eine Frage, die sich nicht auf die materiellen oder politischen Nöte bezog, in allen Zonen die Zeitungsleser.

Das Echo drang nach Amerika: zu Neujahr ging Thomas Mann in einer Rundfunkrede darauf ein. Er blieb dabei, Deutschland nicht wiedersehen zu wollen, und betrachtet das als sein gutes Recht. Man vertrieb ihn, er gewann diesem Zwang den Sinn einer Schicksalsfügung ab und wünscht nun, nicht nochmals ein neues Kapitel zu beginnen, nicht ewig umdeuten zu müssen.

Hätte er sich damit begnügt, das festzusetzen, so wäre nichts einzuwenden. Verständlich ist auch seine Überlegung, daß er in Deutschland sich vielleicht veranlaßt sähe, Kritik an der Politik derselben Verbündeten zu üben, die ihm Gastfreundschaft gewährten. Takt ist immer Angelegenheit der privaten Person.

Leider geht Mann wieder dazu über, das Private aus dem Grundsätzlichen abzuleiten, und von den Erwiderungen, die aus den Reihen der deutschen Autoren kamen, zu sagen, sie seien „zum Zweck der Selbstempfehlung, der Glorifizierung des eigenen Heldenmutes“ verfaßt.

Das ist eine Unterstellung, die beleidigt. Wir haben ihm schließlich nur zu bedenken gegeben, daß eine Anzahl deutscher Schriftsteller sich nichts vergab; daß sie die Traditionswerte hütete; daß dank dieser Haltung der Zusammenhang gewahrt worden ist.

Thomas Mann spricht seinen Gefährten das Recht, mitzureden, ab und wirft ihnen den Entschluß, nicht auszuwandern, weiter vor. Hier scheiden sich die Geister. Er wird mit seiner These, nur er habe richtig gehandelt, nicht durchdringen; die zu Hause haben auf die Dauer die bessere Position.

Es ist undenkbar, daß in fünfzig Jahren die Literaturgeschichte uns tadelt, weil wir ausbarriert. Sie wird Thomas Mann nur zugeben, daß er zwei Rechte hatte: erstens ~~das~~ und zweitens diese subjektive Lösung mit subjektiven Gründen zu verteidigen.

in Amerika zu bleiben

IX

aus dem Spiegel II
Kritik an Mann
26.1.46

Ruhig gesehn, gibt es in der Geschichte eines Volkes glückliche und unglückliche Zeiten, weiter nichts; das Volk selbst verschwindet nicht. Mann fragt, wo denn Deutschland sei, wenn er zurückkehrend danach suche — in welcher Zone der geviertelten Nation. Alles Nationale sei längst Provinz geworden, erklärt er in der gleichen Neujahrsansprache. „Mein deutsches Erbe habe ich mitgenommen; man gönne mir mein Weltdeutschum.“

Was ist vernünftigerweise ein Weltdeutscher? Doch nur ein Mann, der aus irgendwelchen Gründen draußen lebt, innerlich aber die Verbindung mit dem Geist der Nation nicht löst. Das wiederum setzt voraus, daß die Nation als sichtbare, bedenständige und damit zuletzt politische Einheit da ist — ein Gebilde, auf das man zurückgreifen kann, das nicht unbestimmbar bloß als geistige Vorstellung besteht.

Der Weltdeutsche wird immer nur ein Außenposten, die Nation das Wesentliche, Schoß und Quelle sein. Sollte sich eines Tages der Begriff der Nation verflüchten, sollten die Unterschiede zwischen den örtlichen Formungen, die wir Völker nennen, nebensächlich werden, dann kann auch der Deutsche im Allgemeinen aufgehen, ob es der Europäer oder der Weltbürger sei.

Aber bis dahin verbietet sich die Voreiligkeit, auf die Nation zu verzichten und sie als provinzielles Ereignis abzutun. Die Sieger haben ausdrücklich anerkannt, daß sie zwar gegen die Idee Preußen, nicht aber gegen die Idee Deutschland Krieg führen wollten — nicht gegen das deutsche Volk. Wie wir wieder Parteien gründen werden, so wird uns auch die Frage beschäftigen, welche föderalistische Form den sich bereits abhebenden Ländern innerhalb der deutschen Grenzen zu bewilligen ist.

Schon das beweist, daß es nach wie vor einen deutschen Block geben wird, der Weltdeutsche hingegen nur eine Variante des gemeinsamen Themas bedeuten kann.

Porträte, Mägen uns verbieten, um die wir nicht reden; keine Parteibuchhandlung führte unsere Bücher, keine Parteizeitung zeigte sie an. Aus den Weihnachtskatalogen sahen wir uns gestrichen, für Neuauflagen gab es kein Papier. Nein, wir haben uns nichts vergeben, wir hielten aus. Wir schrieben trotz der ewigen Gefahr der Hauszucht die Sachen, die den Untergang des Systems abwarten mußten, und jogen uns völlig zurück.

Einige gingen ins Ausland: es ließ sich rechtfertigen. Andere blieben: auch dafür gab es der Gründe genug. Beide Lösungen waren vertretbar, und darauf kommt es hier an. Ich vermahne mich dagegen, daß die Emigranten sich mehr dünken; ihr Los war schwer — aber unseres, war es leicht? Der Generalkonsul eines der kriegführenden Länder ließ mich einmal durch einen Neutralen sagen, wenn es mir gelänge, über die Grenze zu kommen, schicke er mich mit dem ersten Flugzeug nach London, wo man mich mit offenen Armen aufnehmen werde. Abgesehen davon, daß die Grenze kein Drehtreuz war, hatte ich für dieses Mal das Ausbarren gewählt.

Nicht Goebbels konnte festsetzen, was deutsch sei, das tat ich selber. Ich wollte die Schicksale der Nation — obwohl ich mit ihr politisch ebenso überworfene war wie Hesse oder Mann — an Ort und Stelle erleben, um nachher legitim mitreden zu können. Allerdings, ich wußte noch nicht, daß man statt dessen dem Diktum begegnen würde, alle Deutschen seien gleich, es taue keiner etwas.

Es ist gut, daß Thomas Mann ^{sein} Mein doch noch gemildert hat durch ein Später und Vielleicht. Denn die Zeitungsleser, die nicht seinen ganzen Brief kennengelernt haben, werfen ihm vor allem das Wohlsein, die englischen Enkel, die Abkantung aus der Ferne vor. Die wenigstens geben sich die Mühe, zu überlegen, wie es in den ersten Monaten dem gehetzten, verhöhnten, verratenen Dichter zumute gewesen sein mag.

Sie vergleichen die Unannehmlichkeiten, die der im Ausland hochgeschätzte Mann in Kauf zu nehmen hatte, mit dem, was sie selbst erlitten haben in der Zeit der Bomben und Ruinen, in den Tagen des Nachtreges, die an Entbehrungen, Verzichten, Bedrängnissen so reich sind. Die Deutschen büßen für ihre Fehler, sie zahlen wahrlich bar für ihre Sünden, und mit Recht bestehen sie darauf, daß quitt wird, wer die Folgen auf sich genommen hat.

Man behandelt uns heute wie Minderjährige, in Zwangserziehung nimmt man uns. Schön, das läßt sich verstehen, denn die Welt beunruhigt haben wir genug. Aber es fehlt sich keiner aufs hohe Ross. Der Geist Hitlers, das war nicht nur ein

Mann gibt denen, die im Lande bleiben, zu verstehen, dass...

ihre Bücher, da zwischen 1933 und 1945 gedruckt, „weniger als wertlos und nicht gut in die Hand zu nehmen seien, denn ein Geruch von Blut und Schande haftet ihnen an“.

Er fügt immerhin hinzu: „es mag Aberglaube sein“. Es ist auch Aberglaube. Mann müßte wissen, daß es für nichtpolitische Literatur im Dritten Reich keine Vorzensur gab. Der Umstand, daß ein Roman, ein Essay, eine geistesgeschichtliche, philosophische, religiöse, historische Arbeit erschien, bedeutete keineswegs, daß sie dem Geist, den Vorderschriften, den Absichten der Partei entsprach. Die völlige Gleichschaltung war Ziel, aber noch nicht Tatsache.

Wohl, die Verfasser von Kriminalgeschichten, armelige und beflissene Naturen, beeilten sich, die Zeitsäcke des Propagandaministeriums in die Tat umzusetzen und den Vertreter des Verbrechens als Juden oder Engländer, am besten als englischen Juden zu zeichnen; aber Autoren wie Bichert oder Careffa oder, um in eigener Sache zu sprechen, ich selbst waren weit davon entfernt, Lektüre zu veröffentlichen, die nach „Blut und Schande“ roch.

Man konnte vieles nicht sagen, das ist wahr; die Leser jedoch, die nach Bestätigung der alten Werte verlangten, werden uns das Zeugnis ausstellen, daß wir diese Werte noch immer in unseren Büchern vermittelten. Ich erinnere mich, was mir die Börsenzeitung vorwarf: daß einige Frauen in meinen badischen Romanen katholisch seien, daß ein junger Mann es wage, in einem Wohlwertgeschäft einzukaufen, daß ich Tschotkowski erwähne, obwohl wir doch mit den Russen böse wären. Als das famose Meyersche Konversationslexikon, es war wohl Anno 37, im Geist des Nationalsozialismus neu bearbeitet wurde, griff die Rosenbergestelle ein und lieferte für das Stichwort Flate selbst den Text: ich hätte in dem und dem Roman den Rassegedanken ironisiert, ich sei ein überholter, blutloser Aesthet usw. Durch das Eingreifen meines Verlegers wurden die trassiesten Ausdrücke dann gemildert.

lokales Ereignis — es gelang auf der Linie einer Entwicklung, die aus der Freiheitsidee die Bewußtheit zuerst und dann die extreme Verbiegsseitigung entwickelt hat. Sein Geist droht überall, wo der weiße Mann die veralteten Gottheiten durch die Götzen des Organifizierens ersetzt.

Die Deutschen sind nicht schlechter als andere; auch nicht dümmer als sie. Nur unklüger waren sie, an Blick und an Selbständigkeit hat es ihnen gefehlt. Sie griffen hoch und vergriffen sich, ganz wie Nietzsche, der ein so gleichnishafter Deutscher ist.

Und so wird man eines Tages sagen: der Deutsche war töricht genug, der modernen Welt die Gefahr vorzuleben, die ihr tatsächlich droht, die Maßlosigkeit nämlich, die auftritt, sobald man die Bindungen zerstört. In ihrer Verblendung waren

die Deutschen bereit, eine Art satanischer Arbeitsteilung zu bejahen — dieselbe, die den allzu Beflissenen den Kloakendienst übernehmen läßt, während die andern, die Hände in den Hosentaschen, verächtlich zusehen.

Damit die Menschheit zur schrecklichsten der Erfahrungen kommen konnte, zu einer Lehre, die hoffentlich unvergessen bleibt, haben die Deutschen die Kastanien aus dem Feuer geholt. Die Menschheit erlebt gemeinsam, und so gut man die Türken, die fürchtbare Dinge auf dem Balkan begangen, Jahrhunderte hindurch, in die Zahl der gesitteten Völker aufgenommen hat, wird man auch von der deutschen, der Nation Bachs, Beethovens, Mozarts, Goethes und einer glorreichen Kette von Gipfeln eines Tages sagen: sie sind mit uns quitt.

Die während der Hitlerzeit hinausgingen und die wiederum, die ausharreten — dieses Thema zieht seine Kreise weiter. Das ist verständlich: wir sind in der Periode der Gewissensbefragung, der Verrechnung mit uns selbst und ändern.

Max Planck, dem Entdecker der Quantentheorie — die der Kernphysik, dem Problem der Atomzeiträumung den Weg gebnet hat — bestätigt die Tägliche Rundschau in Berlin, daß er „zu den unbestechlichen Männern der deutschen Geistesgeschichte gehört.“ Planck, mit Einsteln befreundet (Klavierspieler et. Geiger dieser) hat Deutschland nicht verlassen, vielmehr weiter gelehrt. Wenn der von Thomas Mann angelegte Maßstab der einzig richtige wäre, hätte auch Planck keinen Anspruch, sich darauf zu berufen, daß jeder das Recht besitzt, nach seinem besten Wissen zu bestimmen, wie er sich verhalten soll.

Als der nichtarische Haber starb und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ihm eine Würdigung schuldig war, untersagte der Kultusminister Rust seinen Beamten, an der Feier teilzunehmen. Planck hielt sie gleichwohl ab. Ich darf eine Anekdote erwähnen. 1934 verschied S. Fischer, der Verleger Hauptmanns, Ibsens, Schmitzlers, Manns und vieler anderer — kein Vertreter des Buchhändlerbörsenvereins sprach an seinem Grab. Die Autoren des Verlags füllten ein Heft der Neuen Rundschau mit Gedankensprüche, es standen mannhafte Worte zu Ehren eines Juden darin. Es fanden sich immer unerschrockene Leute, die wußten, Goebels nehme in seinen Ältern Vermerke vor ...

Hermann Hesse, der schon vor 1933, um der unbeherrschbaren Geistesverfassung seiner Landsleute zu entsinnen, die deutsche Staatsbürgerschaft mit der schweizerischen vertauschte, hat im Septemberheft der Schweizer Rundschau Betrachtungen angestellt, die leit bei uns durch die Blätter laufen. Was er da sagt, hebt sich wohlwollend ab von dem, was Thomas Mann zweimal geäußert hat.

Hesse spricht von den Intellektuellen, die daheim blieben und keine Nazis waren. „Diese Menschen nun, von denen ich glaube, daß sie zur Zeit die leidgeprühtesten, reifsten und weisesten in Europa sind, haben teils bewußt und willentlich, teils unbewußt und instinktiv versucht, sich völlig von allem Nationalismus zu befreien.“

Zuletzt gibt Hesse diesen Freunden in Schwaben den Rat, den Wahn des Nationalismus vollends zu durchschauen: „Wenn ihr diese Entwicklung in euch vollzieht, werdet ihr über das deutsche Volk und die Kollektivschuld noch ganz andere Worte, dann werdet ihr jede Beleidigung oder Provokation ganzer Völker lesen oder anhören können, ohne euch im mindesten mitbetroffen zu fühlen.“

Ein guter Rat. Alles geht vorüber, auch der Zwang, Rede zu stehen. Jedoch, ausweichen darf man ihm nicht; das Unheil haben wir ja in der Tat über uns und die Welt gebracht. Um die Einsicht, die Zustimmung, die Einkehr sollen wir uns nicht drücken. Zuletzt dann erledigt sich jede Schuld.

Voreilige erklären, die Schuld sei schon heute erledigt, wir seien quitt — die Leiden, die über die Deutschen nach dem Waffenstillstand verhängt wurden, wägen die von uns verursachten auf. In dieser Form ist die Verrechnung nicht richtig, da sie dazu führt, vom verursachten Leid zu sagen, es lohne sich nicht mehr, dabei zu verweilen. Zuletzt wiegt das Leid hier das Leid dort auf, aber wir sind noch nicht so weit.

Die Frage nach der Haltung der deutschen Intellektuellen beschäftigt die Außenstehenden. Wie ich in der Frankfurter Rundschau lese, schreibt Albert Béguin: „Es gibt in Deutschland keine Gruppe Intellektueller mit langer geistiger oder politischer Tradition. Alles, was auch nur im Ansatz da war, ist durch die letzten Jahre darauf aufgelöst worden, daß wirklich kaum noch eine Bindung zwischen den deutschen geistigen Menschen und dem europäischen Kulturerbe besteht.“

Hier werden, sehr zum Schaden der Verständigung, die geistigen und die politischen Werte miteinander vermischt. Freiheit, Selbstbestimmung, Kontrolle des Staates gehören zu den geistigen Ideen, es ist wahr; aber das Kulturerbe umfaßt auch Kunst, Wissenschaft, Humanität. Von den Deutschen zu sagen, sie besäßen dieses Erbe nicht mehr, ist eine These, die ich zurückweisen darf.

An der Formung des europäischen Kulturerbes waren wir so intensiv beteiligt, daß ein paar Namen genügen — Kant, Schiller, Goethe, Beethoven, Humboldt. Will man ernsthaft behaupten, solcher Adel und solche Verpflichtung gehe im Bewußtsein eines Volkes unter? Dieser Bildungsstrom hat mit energischem Gefälle das ganze neunzehnte Jahrhundert durchflossen, und wenn er in zwölf Jahren des zwanzigsten zu versumpfen schien, so genügt die Überlegung, daß zwölf kurze Jahre eine Hemmung bedeuten, nichts weiter. Die Wasser werden sich wieder verteilen.

Ich glaube, daß man sich auf Überraschungen gefaßt machen darf — daß die Nation im geistigen Bereich sehr bald eine Fülle von Talenten und Bekennern herausstellt, daß sie auf- und nachholt. Die politische Rückständigkeit läßt sich leichter oder rascher überwinden, als man gemeinhin annimmt. Die Deutschen sind schwer zu erlassen. Man kann sie nicht auf eine Formel bringen, ihr Reichtum an Differenzierungen verbietet es. Man überlege, daß das preussisch-feudalistische System sie nicht gehindert hat, die modernsten Unternehmer zu sein. Politisch lebten sie gewissermaßen noch im Zeitalter der Restauration, aber auf allen andern Gebieten waren sie in der Führung.

Béguin sagt: „Der kultivierte Deutsche ist unfähig, sich zu einer wirklichen Persönlichkeit zu entwickeln; keine inneren Kräfte treiben ihn zum Handeln oder zur Entscheidung, und er gibt unglücklicherweise jedem Druck nach.“ In Deutschland hat man gelernt, Persönlichkeit abseits der Politik zu entfallen. Das Vorbild Goethe wirkte nach — dieser alte Chinese lehrte geradezu, die Teilnahme am Politischen hindere die Formung der Persönlichkeit.

Die Folge war, daß diese Intellektuellen in der Tat dem Druck der Machthaber nachgaben — darin hat Béguin ohne Zweifel recht. Jedoch, dem Druck nachgeben besaß in zahllosen Fällen den Sinn des Tao: sich beugen, ohne zu brechen, überdauern. Wir sind wirklich nicht ohne weiteres auf einen Neuen zu bringen. Dem kultivierten Deutschen die Persönlichkeit absprechen, berührt uns ungeheuerlich.

Jener Aussage, es bestehe kaum noch eine Bindung zwischen dem deutschen Menschen und dem europäischen Kulturerbe, begegnen wir am besten mit der von Hesse empfohlenen Gelassenheit. Es wird sich alles erst zeigen.

In einem an dieser Stelle veröffentlichten Aufsatz „Die beiden deutschen Literaturen“ machte Alfred Döblin darauf aufmerksam, daß eine Reihe von Büchern, die im Krieg draußen geschrieben wurden, die Einleitung erwarteten. Ein Dutzend Jahre lang gab es zwei Literaturen deutscher Zunge, und die der Emigranten beansprucht, die frischere, freiere, energischer zu sein.

Das ist selbstverständlich, denn diese Schriftsteller unterstanden keiner Aufsicht, keiner Lenkung, keiner Instanz im Ministerium der Propaganda. Wenn aber Döblin für die in der Heimat erschienene Literatur einen neuen Begriff prägt — es seien Werke des Eskapismus, der Ausweichung — möchte ich doch sagen, das Wort ist unschön, wir wollen es uns nicht zu eigen machen; auch sachlich entsteht ein falsches Bild.

Gewiß, wir, die im Lande blieben, konnten bestimmte Ideen oder Themen nicht behandeln. Wir konnten es nicht direkt; Präzisionen wie die Menschenrechte hätte man uns gestrichen. Wilhelm Hausenstein stellt in einem Münchner Blatt eine Liste von Werken, meist geistesgeschichtlichen zusammen, die in der Nazizeit erschienen und so geschrieben waren, als gäbe es keine Nazidirektiven. Es ist eine stattliche Liste, die den angeblichen Eskapismus widerlegt.

Worauf kam es in den zwölf Jahren an? Zu warten; das Geisteserbe zu verwalten; die Überlieferung wachzuhalten. Daß bei diesen Veröffentlichungen die anklägerischen fehlten, ist nicht von Belang, wenn die Einkehr bei uns selbst nachgeholt wird — ich zweifle nicht daran.

Die Emigranten kehren zurück; die Heimat hat das Primat. Für einen Augenblick erlaubt sich eine Literatur, die aus einem konservativeren und einem radikaleren Flügel besteht; aber diese beiden Richtungen haben sich auszu gleichen, und fortan ist Deutschland selbst wieder Ort und Mittelpunkt der Hervorbringung; es liquidiert den Auslandsposten, der für eine gewisse Zeit notwendig war.

Eine Selbstbeziehung, wir seien Eskapisten gewesen, darf man nicht erwarten. Ich möchte davor warnen, damit wir uns nicht noch weiter zerfleischen, um des Kaisers Bart.

2. III. 46

IM SPIEGEL IV

2.3.46

Alles, was die Aera Hitler der Nation hinterlassen hat, ist schwer zu tragen — am schwersten der Verlust unserer moralischen Geltung. Wir sehen uns einer Tatsache, einer Übereinstimmung der anderen Völker, gegenübergestellt.

Daß Deutschland das mörderische Treiben duldet, fällt weniger ins Gewicht, da ja die meisten nur Unbestimmtes wußten und das Attentat vom zwanzigsten Juli auf einen Versuch zur Selbsthilfe verweist ins Gewicht fällt, daß unser Volk eine solche Galerie von Verbrechern, eine so schauerlich kalte Philosophie, eine so große Zahl von Ausführenden, Henkern, Mitwissenden und Duldenden überhaupt hervorbringen konnte.

Wohl hört man öfter, daß unter denselben Umständen — wenn nämlich erst einmal eine Diktatur aufgerichtet sei — auch in den Demokratien die gleichen Brutalitäten sich ereignen würden die gleichen Phänomene des Massenwahns. Aber sie haben sich nicht ereignet, es kam oder kommt dort nicht so weit, und das ist der Unterschied. Unser Ruf ist mit einer Hypothek belastet, die noch Generationen noch nicht getilgt sein wird.

Es bedeutet heute kein Vergessen, ein Deutscher zu sein, wenn man sich zu jenem Deutschland rechnete, das durch seine Leistungen, seinen hohen Stand, seinen geistigen und menschlichen Rang angesehen war. Ob mit oder ohne Berechtigung, praktisch gilt für jeden in diesem Land, daß er als Pans gewertet wird.

Alles im Leben beruht auf Gegenseitigkeit: so auch das Verhältnis des Einzelnen zum Staat. Gibt mir der Staat oder die sogenannte Volksgemeinschaft nichts, was mich fördert, verlangen sie einseitig die Hingabe von Blut und Gut, den Verzicht auf Freiheit und Würdegefühl von mir, so brauchen sie sich nicht zu wundern, wenn ich meinerseits trage, was ich davon habe, heute ein Deutscher zu sein.

Zuerst richtet der Staat seine Mitglieder zu Grunde und läßt zu, daß die Städte zerstört werden, zehn Millionen vorzeitig sterben, die Überlebenden bis über die Ohren in Elend, Entbehrung, Freudlosigkeit stecken; dann erklärt er, als ob nichts geschehen sei, daß seine Ansprüche wieder lauten, erhebt wahnwitzige Steuern, redet ins Privateste hinein — eine plumpe Gottheit, gegen die man sich nur durch einen einzigen Entschluß verteidigen kann: den, in Zukunft mitzureden, die Gebaren zu überwachen, ihn auf die Finger zu sehn.

Aber wenn wir, was der Himmel gebe, von heute an auch wissend, grundsätzlich, durch Erfahrungen gewiß, daran gehen, die Kontrolle über den Staat auszuüben — jene Minderung des Ansehens, jener Flecken auf unserem Namen wird damit nicht aus der Welt geschafft. Hinsichtlich des moralischen Kredits sind wir in der Lage eines Bankrotteurs, der sich mühsam wieder heraufarbeiten muß.

Der Bankrotteur kann einfach Unglück gehabt haben; wir jedoch sind nicht schuldlos in den Untergang geraten, es geschieht uns nur, was wir selbst bestimmten. Hier liegt die eigentliche Schuldfrage: in einem falschen Verhalten gegenüber den Übergriffen des Staates und praktisch gegenüber denen, die den Staat steuerten, die den Bürger mit Ideen versahen, Grundsätze lieferten, Direktiven ausgaben, die Energeten der Nation organisierten.

Die Schuldfrage betrifft nicht nur unser Verhältnis zur Moral, sondern auch die Intelligenz, das Verständnis für die Verteilung der Instanzen. Zur Verrechnung steht unsere Reife. Aus diesem Grund beginnt die Abrechnung mit denen, die das Volk hinderten, reif zu sein, die seine Unreife ausnützten und nicht mehr das Wohlergehen der Nation, sondern ihren eigenen Vorteil zum Maßstab machten.

Da sind die Generale, die nun in Nürnberg vor dem Richter stehn. Ihnen (nicht uns) war bekannt, daß Hitler erklärt hatte, die polnische Intelligenz sei bis auf den letzten Mann zu beseitigen — es möge zwar grausam sein, aber er befehle es. Eine andere dieser Erklärungen zog die polnische Landwirtschaft ein: fort mit ihr, damit wir Arbeiter bekommen, die überall als Sklaven angesehen werden können.

Die Generale (nicht wir) wußten um die Befehle, Rußland, Frankreich und den Rest auszuplündern, und schlimmer noch, was in den Lagern zur Vernichtung von Millionen Leben geschah. Die Gesamtschuld der Deutschen besteht darin, ein System ermächtigt zu haben, das eine derartige Scheidung zwischen gelenkter Masse und lenkenden Egoisten gestattete — eine derartige Verdichtung der Macht auf einen Alleinherrscher und seine willigen Trabanten.

Die Masse — das bessere Wort lautet das Volk — büßt durch namenlose Leiden; jeder Tag trägt neue und aräßliche Einzelheiten zu. Aber es ist nicht damit getan, sich über das Leid zu setzen; auch das Geschehene will begriffen sein, und das Geschehene bildet unsere Schuld. Wenn man sich einen Führer gibt, hat man auch zu fragen wohin er denn nun die führt, die ihn als den größten Mann aller Zeiten ansahen. Ich bedauere sagen zu müssen: viele von uns denken recht bequem, sie wollen über diese unangenehmen Dinge nichts hören, sie halten sich die Ohren zu.

Mit einem Ruck an die Spitze gestellt, erzeugte der Führer eine Art Ekstase — weniger durch seine Persönlichkeit (er hatte keine) als durch die Vereinigung aller Macht in seiner Person. Er wirkte wie ein um sechshundert Jahre verspäteter Flagellant, ein Heiliger des Unheiligen, des sterilen Bösen. Daß er so große Gewalt über die Weiber gewann, gereicht nicht zum Ruhm der Frauen; aber unverzeihlicher ist, daß die einzigen, die ihn hätten lahm legen können, indem sie sich nicht zur Verfügung stellten, die engeren Mitarbeiter, ihre Bedenken unterdrückten — die Generale, die Ressortminister, die Berater, um es nochmals zu sagen.

Die Schuldfrage verengert sich so auf die, die tatsächlich am Ruder waren: Marschälle und Industrielle, Bankleute und Unternehmer — und sie erweitert sich alsbald wieder, sobald man die Exekutive ins Auge faßt: die-

jenigen nämlich, die an den armen Opfern die Foltern, die Morde, die ~~gräßlichen~~ Rohheiten begingen, ohne Mitleid, ohne Revolte des Gefühls. Diese Tausende von stumpfen, gemeinen Gehilfen hervorgebracht und gestellt zu haben, auch das ist deutsche Schuld.

unfähig
+ ebe

Ein Luzerner Blatt berichtet von einem neuen Buch Ernst Wiecherts, das unter dem Titel „Der Totenwald“ in der Schweiz erscheint, und von einer Unterredung, worin dieser Schriftsteller erklärt habe, die Erlebnisse im Lager zu Buchenwald hätten ihn den Glauben an Gott gekostet.

Eine Äußerung dieser Art besagt, daß einer keinen Sinn mehr im Geschehen findet. Er könnte es auch so ausdrücken: Geschichte und Fortschritt sind ohne Wert. Diesem Pessimismus begegnet man nicht durch die Gegenversicherung, daß Besinnung auf den gesunden Optimismus das Heilmittel sei. Sich auf etwas besinnen heißt erklären, daß nur verirrtes Denken ihm untreu werden könne. So einfach verhält es sich mit dem Optimismus nicht.

Der Pessimismus sieht tiefer als er; noch mehr, nur der Pessimismus sieht tief. Und wenn die Zustände so beschaffen sind, daß der Mensch in die Tiefe geht, dann kommt legitime Pessimismuszeit. Dem Menschen ist in einem bestimmten Sinn tatsächlich nicht zu helfen: da er das Schöne, Gute, Hohe, das mit so viel Anstrengung erworben wurde, nicht festhalten kann.

Kaum hat der einzelne sich einen Schatz von Einsichten erworben, so nimmt er ihn mit ins Grab. Die Erfahrungen des Einzelnen sagen der Masse nichts, die Masse sinkt ins Gewöhnliche ab. Die Blütezeiten des Geistes unterstehen demselben Gesetz wie die Pflanzen, sie welken. Wohl kristallisieren sich die edlen Werte — Menschenrechte, Freiheit, Würde — in langer Entwicklung aus; aber in rascher verlieren sie den Impuls und halten ein paar Generationen später den Niedergang, die Zerfleischung, den Krieg, die Barbarei nicht auf.

Wie schwer fiel es den Deutschen, eine einheitliche Nation zu werden — als sie es waren, taten sie alles, um Geltung, Machtstellung und das köstlichste Gut, die Selbstverfugung, zu verlieren. Wie lange dauern die seelischen Erschütterungen nach einer Katastrophe wie unserer an? Der Pessimist erwidert, mit Recht: sehr kurz.

Nur auf pessimistischer Grundlage läßt sich eine vernünftige Lehre vom Optimismus aufbauen. Anrufung der Vernunft, Wille zur Ordnung und Gestaltung, Bejahung des Lebens sind gewollte Gegenideen, Bekenntnisse zum großen Troßdem. Das Geschehen hat genau so viel Sinn, die Welt genau so viel Gerechtigkeit, Gott genau so viel Wirklichkeit, wie der Mensch zu bewilligen sich bereit erklärt.

Uns heute obliegt nicht, durch die Beschwörung des Nationalismus den Fortbestand der Nation zu sichern; uns obliegt zerrüttet und gelähmt und freudlos, wie wir sind, den Sinn, der sich dem Leben geben läßt, zurückzufinden. Arbeiten und nicht verzweifeln, hat der alte Carlyle in Anlehnung an ein Goethewort gesagt; ordnen und nicht verzweifeln, Sinngebung und Wertfestsetzung, so wandeln wir am besten diese Maxime heute ab.

„Stellen Sie sich einen kleinen Raum mit niedriger Decke und geweißten Wänden vor. Unter der Decke war eine Schiene angebracht, an der zehn große Haken hingen, wie die, welche die Metzger brauchen, um ihr Fleisch aufzuhängen. In einer Ecke stand eine Filmkamera. Scheinwerfer gaben ein grelles Licht wie in einem Atelier. In diesem sonderbaren kleinen Zimmer befanden sich der Generalstaatsanwalt des Reiches, der Scharfrichter mit seinen beiden Gehilfen, zwei Filmoperateure und zwei Gefängniswärter. An der Wand stand ein kleiner Tisch mit einer Flasche Kognak und Gläsern für die Zeugen der Hinrichtung. Die zehn Verurteilten wurden hereingeführt; sie hatten nur ihren Sträflingsanzug an und trugen Handschellen. Sie wurden in eine Reihe gestellt. Grinsend und unter Witzen machte sich der Scharfrichter zu schaffen, er war in seinen Kreisen für seinen Humor bekannt. Auf ein Zeichen des Scharfrichters packten die beiden Gehilfen den alten Marschall von Witzleben, rissen ihm die Jacke vom Leib und legten um den Hals, hinter den Ohren, eine ganz kurze dünne Schnur. Die kurze Schnur ist eine raffiniert grausame Erfindung, denn sie bricht dem Verurteilten in dem Augenblick, wo er in die Tiefe stürzt, nicht die Wirbelsäule, sondern würgt ihn und läßt ihn eine ganze Zeitlang zappeln, bevor er stirbt. Brutal schleppten sie den Greis unter die Schiene und hingen ihn am ersten Haken auf. Dann zogen sie ihm seine Hose aus. Nackt wie ein Wurm hing er da und schlug um sich unter furchtbaren Schmerzen. Aber er hat nicht geschrien, er hat nicht einmal gestöhnt. Ein dünner Faden Blut floß ihm aus dem rechten Nasenloch.“

Dieser Bericht über das Ende der Verschwörer vom 20. Juli 1944 stammt von einem der beiden Gefängniswärter. Warum ich ihn hier abdrucke? Damit er gelesen wird. Angenommen, meine Aufsätze kämen einmal gesammelt heraus, so steht er darin und ich habe das Meinige getan, um ihn vor der Vergessenheit zu bewahren. Ich wünsche festzuhalten, unter welchen Zeitgenossen ich lebte — damals, als Deutschland das Land der Henker war.

Der Bericht fährt fort: „Einer nach dem anderen, alle zehn, kamen dran. Alle zeigten den gleichen Mut. Das dauerte alles in allem fünf- und zwanzig Minuten. Der Scharfrichter grinste ständig und machte dauernd seine Witze. Die Filmkamera arbeitete ohne Unterbrechung. Denn Hitler wollte sehen und hören, wie seine Feinde starben. Am gleichen Abend, in der Reichskanzlei, konnte er sie auf der Leinwand betrachten — zehn nackte Männer, aufgereiht wie Fleischklumpen in einer Metzgerei. Das war sein eigener Einfall. Er hatte den Scharfrichter zu sich kommen lassen und persönlich die Einzelheiten der Prozedur festgelegt.“

„Ich will, daß sie erhängt werden, aufgehängt wie Schlachtvieh“, waren seine Worte.“

Noch heute kann man Leute, die in den Zeitungen das Politische auslassen, sagen hören, dem Führer, der es doch so gut gewollt habe, seien die Vorgänge im Land verborgen geblieben, sie kämen aufs Konto Himmlers. In Wahrheit war er der Vater aller Dinge; sein Geist unterwarf die Nation, sein Wille durchdrang alles.

Fragt man nach seinem Wesen, nach seiner Natur, so gibt es nur eine Antwort: er besaß weder ein Bedürfnis nach Bildung noch geistige Interessen. Es war ein Geruch von Transtiefel und Kaserne um diese demagogische Erscheinung — fern jede seelische Aura. Den Charakter bestimmten Herrschsucht und Rachsucht, Grausamkeit und Kälte.

Daß ein Machthaber Gegner, die ihn zu beseitigen suchen, dem Henker übergibt, es bleibt in Gottes Namen begreiflich. Aber daß er den Akt der Hinrichtung aufnehmen läßt, um sein Gemüt am Abend daran zu weiden, das ist ein Einfall, den Nero gehabt haben könnte, hätte es schon Kamera und Jupiterlampe gegeben.

Die Vorunterredung mit dem Henker; die künstliche Verlängerung der Qualen; die der Hosen entblößten und zuckenden Körper an Fleischerhaken; die Großaufnahme im engsten Raum, der die Distanz und damit selbst die letzte Würde aufhebt — ergibt Goyaszene sexuell gefärbt.

Ein Entwurzelter und Gescheiterter, im Grunde ein Schwächling, ein unmännlicher Histrion, füllte sich mit Blutrünst und Sadismus, als die Nation in wüsten Träumen lag und den Incubus erduldete.

Eine Reise nach Mainz führte mich zum ersten Mal nach der Katastrophe aus Baden-Baden heraus. Auf dem Hinweg sah ich, bevor es dunkel wurde, die Verwüstungen in Rastatt, Karlsruhe, Mannheim; auf dem Heimweg die in Worms, Frankenthal, Ludwigshafen und am Rand des Gebirges in Büchenau und Weingarten; dazwischen die von Mainz selbst.

Die schlimmsten sind nun gerade ein Jahr alt — der Schutt ist derselbe, und die Vorstellungskraft braucht sich nur die Flammen, den Feuerwind, die Panik hinzuzudenken. Man gelangt zu einem Anschauungsunterricht, der Seinesgleichen nicht hat. In Mainz und Worms ist um die Dome tabula rasa; in Mainz sind Zentrum, Geschäftsstraßen und die Paläste der erzbischöflichen Zeit dahin.

Zwei Empfindungen mischen sich: war ein solcher Grad der Vernichtung geboten, und: was hat diese arme, verirrte Nation auf sich beschworen? Das wilde Heer in den Lüften, wir zogen es herbei. Die Sprengung der Rheinbrücken, der Unter- und Ueberführungen an der Reichsautobahn allein legt die Frage nahe, wie der Wille zum Krieg durch den, nie mehr Krieg zu führen, sich ersetzen lasse.

Ein Problem so schwer wie die Entfernung des Schuttes mag die Hinwegräumung der alten Anschauungen sein. Während man von einer Stätte des Unterganges zur nächsten rollt und mit Apokalypsegefühlen auf dem Schauplatz des Jüngsten Gerichtes zu weilen glaubt, denkt man über das Unglück nach, das ein falscher Staatsbegriff erzeugen kann.

Mit dem Mitleid ist es nicht getan, es versteht sich von selbst. Der Mensch in Person trägt Verantwortung für das, was ihm als Gemeinschaftswesen geschieht. Zu den Schicksalsschlägen, die durch die Elemente, die Seuchen, die außermenschlichen Kräfte herbeigeführt werden, treten die zusätzlichen, die vermeidbar wären, wenn wir unseren Willen anriefen. Es gibt Dämonien und Dämonien.

Man braucht nur einmal zu überlegen, wie Deutschland sich heute darböte, falls die beiden Weltkriege nicht stattgefunden hätten. Es ist nicht auszusinnen, in welchem Reichtum wir leben könnten — nicht, was uns an Leid, an Jammer, an Verlusten erspart geblieben wäre.

Eine erschreckende Frage taucht auf: ob wir diesen Wohlstand ertragen haben würden, ob der Mensch nicht Krieg führt, weil er den ewigen Frieden nicht aushält.

Nun, das ist ein müßiges Problem angesichts der Tatsache, daß wir die Armut so gründlich herbeigezwungen haben. Ein Achselzucken über unseren Unverstand gehört zu den Reaktionen, die sich einstellen, wenn man durch solche Wüsteneien fährt.

Die Nachricht, daß das Prachtstück der Heidelberger Bibliothek — die Mapessische Liederhandschrift aus dem dreizehnten Jahrhundert, enthaltend 140 Lieder und 138 ganzseitige Bilder, seit 1888 wieder in deutschem Besitz — gestohlen sei, konnte berichtigt werden: sie überstand im Keller der Nürnberger Burg die Zeit der Gefahren.

Die Sixtinische Madonna, seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Dresden, ist nun nach Moskau verzogen. Habent sua fata — unter diesem Titel stellt vielleicht einmal einer die Abenteuer der Kunstwerke und Schicksale

Hider

Fdie

der Gedenkstätten im Krieg zusammen. Wie viele bestehen nur noch im Photo, im Bild. Haben wir das Goethehaus verloren, so die Russen die Puschkin-, Tschaikowsky- und Tolstomuseen.

Wir sind Barbaren, wir wollen Barbaren sein, es ist ein Ehrentitel, sagte Hitler. Der russische Ankläger in Nürnberg setzte diesen Ausspruch dem Bericht über die Verluste seines Landes an Kulturgütern voran. Jasnaya Poljana, Tolstois Gut, war zum Goethehaus der Russen geworden: deutsche Truppen heizten ihre Öfen mit seinen Manuskripten und Möbeln. Als der Hauswart bat, die Reliquien zu schonen, soll der Offizier erklärt haben: Wir werden alles verbrennen, was mit euerm Tolstoi zusammenhängt; das Anwesen ging danach in Flammen auf.

Vor 1933 und gewiß vor 1914 hätte ich geschworen, deutsches Militär begehe derartige Taten nicht. Wie rasch lernt eine Generation um, wenn man ihr erklärt, Barbarenzeit sei zurückgekehrt. Wie willig nimmt sie Parolen an, gleichgültig dagegen, was der Inhalt ist.

Sie hören es nicht gern, die lieben Leute; sie beklagen sich, man übertreibe und gebe keine Ruhe. Wir ändern aber, die aufrütteln, wir erfüllen eine Pflicht: um zu mahnen, um zu beleuchten, um die verwirrten Empfindungen zu ordnen, dazu sind wir da.

Im Spiegel VI

30. III 46

Die Zeitungen melden: „Vor einiger Zeit hätte Emil Ludwig in Amsterdam einen Vortrag über die Frage von Schuld und Sühne der Deutschen halten sollen. Die Amsterdamer Presse erinnerte an einen vom gleichen Emil Ludwig ebenfalls in Amsterdam gehaltenen Vortrag über die Rechtfertigung des Überfalls auf Abessinien. Daraufhin zog es Ludwig vor, seinen Vortrag angeblich wegen Krankheit abzusagen.“

Und eine Newyorker Wochenschrift enthüllt, daß C. G. Jung, der bekannte Psychologe, der voriges Jahr alle Deutschen verwarf, da alle in Hitlerschen Auffassungen dächten, 1934 sich in der Neuen Zürcher Zeitung so vernehmen ließ: „Meines Erachtens ist es ein schwerer Fehler der bisherigen medizinischen Psychologie, daß sie jüdische Kategorien unbesehen auf den christlichen Germanen anwandte; damit hat sie das kostbarste Geheimnis des germanischen Menschen, seinen schöpferisch ahnungsvollen Seelengrund, als kindisch banalen Sumpf erklärt. Diese Verdächtigung ist von Freud ausgegangen. Er kannte die germanische Seele nicht. So wenig wie alle seine Nachfolger sie kannten. Hat die gewaltige Erscheinung des Nationalsozialismus sie eines Besseren belehrt?“

Es hat etwas Befreiendes, festzustellen, daß keiner sich auf dem hohen Pferd behauptet. Ex cathedra zu sprechen, ist nicht so leicht, man muß dazu berufen sein; und wer berufen ist, zieht vor, nicht den Bannstrahl zu schleudern, weil er weiß, wie schwach Menschen sind.

Emil Ludwig fühlte sich geschmeichelt, weil Mussolini Unterhaltungen mit ihm pflegte, und er reiste alsbald herum, um Lanzen zu brechen für die italienische Kulturmission. In Wahrheit hat mit dem Überfall auf Abessinien das Unglück seinen Anfang genommen. Der Demokrat Ludwig hätte besser getan, nicht nach Rom in Audienz zu gehn.

Jung wiederum, der so streng von den Deutschen spricht, belegt durch jene Äußerung von 1934, daß der deutsche Tiefsinn in ihm selber steckt, in seinem schöpferisch ahnungsvollen, germanischen Seelengrund. Bei den Manen Voltaires und Lessings, wie befreiend ist doch Ironie.

Neuestens hat derselbe Emil Ludwig sich dahin ausgesprochen, daß den Deutschen jede Auslandsreise und die Erörterung der sie betreffenden Verfügungen zu verbieten sei. Er wünscht ganze Arbeit, er will die Methoden des Hitler-systems auch in Zukunft über die Deutschen verhängt sehn. Die Demokratie für uns, nicht für sie, erklärt dieses Elfant terrible von fünf- und sechzig, das nicht weiß, wer den Schaden, der aus derartigen Shylockforderungen entsteht, zu tragen hat.

Penicillin wird nun auch, wie die Heidelberger Hauptklinik meldet, deutschen Patienten zur Verfügung gestellt. Ich würde mich nicht wundern, wenn Emil Ludwig gegen diesen Entschluß gleichfalls Einwendungen erhebe.

„Adolf Hitler, Führer und Kanzler Großdeutschlands, gefallen in Berlin an der Spitze seiner antikommunistischen Armeen im Kampf für ein besseres Europa. R. I. P. Zum Gedächtnis des Mannes, der die christliche und westliche Kultur bis zum Tod zu verteidigen wußte, widmen die Freunde Großdeutschlands diese Zeilen seinem Andenken und bitten um ein Gebet für seine Seele. Santander, Mai 1945.“

Diese wahrhaft christliche Todesanzeige erschien in der baskischen Zeitung Euzko-Deya, was auf Deutsch Volksstimme heißt, und geht offenbar auf spanische Phalangisten oder deutsche Faschisten zurück. Nun also, der Führer endete doch ruhmvoll, an der Spitze seiner Armeen, und so hat er auch verdient, daß man ihm das Requiescat ins Grab nachruft und für die Seele eines Mannes betet, dem es gelungen ist, mit der christlichen Kultur Großdeutschland zu retten!

Man kann sagen, daß vieles, was der Nationalsozialismus anbot, richtig war, als Idee — daß aber ein Verwerfener die Ausführung in die Hände nahm. Eben darin besteht ja die unheimliche Paradoxie des Geschehens; der falsche Mann — der, dem das Ethos fehlt — bemächtigt sich der richtigen Idee und erzielt negative Wirkungen, ein Werkzeug des Bösen, der Antichrist geradezu.

Im schwäbischen Tagblatt wirft Franz A. Bundschuh die Frage auf: „Was ist national?“ und führt aus:

„Die von uns noch Ehre im Leib haben, schämen sich; aber viele schämen sich nicht oder schon nicht mehr, und diese nennen sich national. Ihr überartiges Nationalgefühl kommt daher, daß sie keine wirkliche Nationallehre besitzen, daß sie den Mangel daran im Unterbewußtsein empfinden und gegen alles so empfindlich sind, was an diesen Mangel rührt.“

Das ist eine gute psychologische Erklärung. Nationalismus verrät sich durch Überempfindlichkeit, die ihrerseits Mangel an Sicherheit bedeutet. Wenn mein nationales Gefühl in Ordnung ist, gehe ich sachlich und aufgeschlossen auf Probleme wie die Schuldfrage ein. Daß wir ein Verhältnis zur Idee des Staates hatten oder haben, daß wir unreif sind oder waren, darin besteht unsere Schuld. Wer sich der Erörterung solcher Dinge versagt, steht dem Interesse der Nation im Wege und ist Nationalist. Bundschuh schreibt weiter:

„Was soll man von Studenten halten, die ihr Mißfallen durch Scharren ausdrücken, wenn bei einer Vorlesung über Leibniz gesagt wird, daß seine besten philosophischen Arbeiten von französischen Denkern, vor allem von Descartes, beeinflusst sind? Jeder vernünftige Mensch wird wohl sagen, daß solche Leute nicht studieren sollten: a) weil sie zu dumm sind zur rechten Erkenntnis, b) weil das deutsche Volk nicht mit vielen Kosten Menschen heranziehen will, die es später unweigerlich wieder in eine Katastrophe führen werden.“

So ist das. Leibniz hat französisch geschrieben, aber der Nationalist will es nicht hören. Er scharrt, wenn man es ihm sagt, und drückt damit nicht sein Mißfallen an der Tatsache aus, die er ja nicht ändern kann, sondern daran, daß man ihr die Ehre gibt. Ein Deutscher soll einem Franzosen nichts zu verdanken haben: der Nationalsozialismus half sich durch Fälschungen. Woraus folgt, daß jene scharrenden Studenten die nationalsozialistische Idee am Leben erhalten.

Als Norwegen besetzt wurde, fragte ich mich, wie Knut Hamsun sich zu diesem Überfall auf seine Heimat stellen werde. Aus Haß gegen die sozialdemokratischen Minister begrüßte er den Eroberer: lieber von einem Ausländer vergewaltigt, als von der rechtmäßigen Regierung verwaltet. Es ist dieselbe und unentschuld bare Haltung, die nach 1918 unsere Deutschnationalen einnahmen, als sie, statt es mit der Republik zu versuchen, der Republik in den Rücken fielen.

Bei Hamsun kam der Englandhaß hinzu — ein Traum aus den Jugendzeiten. Der Dichter so schöner Erzählungen besitzt ein schrulliges, heftiges Temperament, das ihn, wie ich mir von einem Landsmann berichten ließ, zu einem un-

bequemen, querulantisches Nachbarn gemacht hat. Die Norweger ließen jetzt den hochbetagten Mann auf seinen Geisteszustand untersuchen und dann laufen. Österreich untersagt den Verkauf seiner Werke, und auch bei uns werden sie unter den Tisch fallen.

Die Deutschen haben kein Glück mit ihren ausländischen Freunden. Sven Hedin hatte das gute Recht, deutschfreundlich zu sein. Aber auch er beging den Denkfehler, Hitlerdeutschland mit Deutschland gleichzusetzen und so den Schweden immer wieder zu erklären, sie weteten aufs falsche Roß, Deutschland werde siegen. Paul Wiegler spricht von einer Spaltung der Persönlichkeit und sieht in Hedin ein Beispiel dafür, daß „auch ein aktiver Geist von Verdiensten fähig ist, ein schlechter Politiker zu sein“.

Hedin stammt authentisch von einem Rabbiner ab. Obwohl er wissen mußte, wie es in Polen, in den Lagern, überall vor sich ging, fand er nichts dabei, dem Führer seine Aufwartung zu machen — dem Mörder des Volkes, dem seine Ahnen angehört hatten.

Das Diözesanblatt führt folgenden Ratschlag an, den der Leibarzt Wilhelm des Ersten, von Lauer, einer jungen Patientin gab:

„Sie können nicht schlafen, weil Ihre Gedanken Sie nicht schlafen lassen. Daher müssen Sie Ihre Gedanken sammeln, und zwar so, daß Sie voll Friede und Harmonie sind. Lesen Sie vor dem Zu-Bett-Gehen, und zwar zwei Stunden vor Mitternacht, im Neuen Testament still und aufmerksam, und dann beten Sie ein Vaterunser und machen die Augen zu. Und Sie werden schlafen können.“

„Sehen Sie: Hier in den Bergen suchen die Kräutersammler die heilkräftigsten Pflanzen in der Mitternacht und graben nach den Wurzeln, weil da der Saft hinabsteigt und somit die Wurzeln am vollsten sind. So muß der Mensch vor dem Schlafengehen seine Lebenskräfte in der Wurzel seines Daseins sammeln, und die ist nirgends anders als in dem lieben Gott und seinem Wort.“

Das mögen nun siebzig Jahre her sein, und wir denken unwillkürlich: wie menschlich, gelassen, gesichert war noch jene Generation. Ich weiß nicht, wer der Leibarzt Hitlers gewesen ist, wahrscheinlich gab es mehr als einen; aber ich trete wohl keinem zu nah mit der Annahme, daß er in den Ratschlägen des Vorgängers Firlelfanz von gestern gesehen hätte.

Wie tief ist die Bemerkung des alten Herrn über den Zustand der Pflanze um Mitternacht — wie echt und schön. Sie verrät, daß ein wissen der Mann sich und den anderen Frieden bewilligt, ihn innig wünscht. Wehe dem Volk, dessen Führer in der Nacht darüber sinnen, wie die Grausamkeit des vergangenen Tages am kommenden noch gesteigert werden kann.

Am 12. April 1945, einem Donnerstag, wurde Baden-Baden von den französischen Truppen besetzt. Zwölf Monate, in denen wir die ersten Erfahrungen mit den neuen Zuständen machten, liegen hinter uns.

Wir mußten viel lernen — vor allem, wie es einem Land ergeht, das es aufs Äußerste ankommen läßt, nicht rechtzeitig die Waffen streckte und auf Gnade oder Ungnade sich ergeben hat. Die Badener dachten naiv, mit dem Ende der eigentlichen Kriegshandlungen träten gewissermaßen automatisch die Friedensverhältnisse ein.

Die Einwohner einer Stadt, die glimpflich davongekommen war, machten sich keine richtige Vorstellung vom Ausmaß der Zerrüttungen im Reich, noch weniger aber von den Leiden, die auch Frankreich tragen muß. Der Hinweis auf diese, oft wiederholt, machte sie ungeduldig, und sie begriffen nur langsam, daß die große Not eine gesamteuropäische ist.

In fünf, in zehn Jahren werden wir besser verstehen, daß die erste Nachkriegszeit noch zum Krieg selbst gehört, das Maximum der Wirkungen bringt. Ein Krieg wird nicht abgestoppt, er läuft oder schwingt sich aus. Ohne an unseren Nöten etwas beschönigen zu wollen: sie sind natürliche Folgen, und es bleibt nichts übrig, als auch durch sie wie ein unvermeidliches Kapitel zu gehen — mit der Hoffnung und sogar der Gewisheit, daß es, obwohl nur langsam, doch besser werden wird.

Auch das darf man sagen: wir hätten es schlimmer treffen können. Alles in allem bedeutet es ein Glück, von einer Macht besetzt worden zu sein, die unserem Kulturkreis angehört. Wohl sind wir, bevor der Friede geschlossen ist, recht- und schutzlos im verfassungsmäßigen Sinn, aber nicht praktisch, wenn man bedenkt, wie Schutzlosigkeit bei voller Willkür aussehen kann.

Die Ausquartierungen sind ~~schmerzhaft~~, jedoch auch keine Dragonaden. Wir gehen unbehelligt durch die Straßen, und die Sicherheit zum mindesten der Person gehört zu den Gewisheiten.

Es liegt in der Vorläufigkeit der Zustände, daß die Bilanz des geistigen und künstlerischen Lebens sich positiver als die des wirtschaftlichen ausnimmt. Theater, Konzerte, Vorträge, Ausstellungen, Unterhaltungen in Gang zu bringen, fällt leichter, als Brücken und Fabriken wiederherzustellen oder die Zufuhr zu regeln. Ein gerechtes Urteil über die neue Ära wird erst möglich sein, wenn Politik, Wirtschaft, Kultur in der richtigen Reihenfolge laufen; die beiden ersten haben ohne jeden Zweifel den Vorrang.

Wahr ist, man konnte ein Jahr lang in kein Café oder Speisehaus gehen, jedoch in eine Fülle abendlicher Darbietungen. Die Versorgung mit Spargeln wird auch dieses Jahr zu wünschen übrig lassen; die Buchproduktion läuft immerhin an, Zeitungen und Zeitschriften erscheinen. Man muß in Zeiten wie diesen das Gute nehmen, wie es sich bietet. Viel Geduld ist nötig, wir sind an sie gewöhnt.

Das Jahr hat reiche Erfahrungen auch dem gebracht, der die seelischen und intellektuellen Vorgänge im eigenen Volk beobachtet. Geborene Demokraten gibt es überall, so auch bei uns. Aber für die Mehrzahl ist Demokratie noch ein Importbegriff. Als sie nach 1918 zum Deutschen kam, war sie eine alte Dame, der Reize bar — nicht mit ihm hatte sie ihre Jugendjahre ver-

lebt, nicht für sie hatte er sich entflammt. Man könnte 1848 einwenden; doch galt sein Enthusiasmus der Republik, die eine Staatsform ist, während Demokratie auch eine Monarchie durchdringen kann.

Die letzten Generationen wurden bei uns erzogen im Mißtrauen gegen die Demokratie und ihre Technik, den parlamentarischen Apparat; man vertiefte die Schattenseiten des Parlamentarismus: Parteienschacher und Wortgefecht. Der Deutsche zieht instinktiv Tat und Arbeit vor. Er liebt es, dazu angehalten zu werden; aus diesem Grund, weil seine Vernunft sich angesprochen fühlt, gehorcht er so willig.

Das verweist auf ein Gefühl für Sachlichkeit. In der Tat, er ist ein unpathetischer Mensch; das Rhetorische liegt ihm wenig. Man könnte daher meinen, daß er befähigt sei, die Idee des Staates einer nüchternen Betrachtung zuzuführen, in ihm eine Verabredung unter Leuten von Verstand zu sehen und die Grenzen seiner Wirksamkeit klar festzusetzen.

Jedoch, das verlangt Selbständigkeit, ein starkes Gefühl für die persönlichen Rechte. Und das liegt ihm nicht; es ist so viel bequemer, zu gehorchen, die Verteilung von Ansprüchen und Pflichten der Obrigkeit zu überlassen. Dem Staat gegenüber bleibt er nur zur Hälfte Realist; zur andern Hälfte trägt er in ihm alles, was irrational in seiner Seele ist. Der Staat wird ihm zur Gottheit. Je mehr sie von ihm fordert, desto höher steht sie in seinen Augen.

Entirrationalisierung, Ernüchterung, Festigung des Willens zu sich selbst, zur Mitwirkung bei den öffentlichen Angelegenheiten — das ist die neue Erziehungsaufgabe. Schrieben wir heute, unter den gleichen katastrophalen Zuständen,

neunzehnhundert, so würde ich unbedenklich raten, dem Deutschen konstitutionelle Fürsten zu geben, die ein Gegengewicht gegen die ihm unheimliche Freiheit darstellen.

Selbst heute noch frage ich mich, ob es nicht besser wäre, auf Minister zu verzichten, die aus den direkt gewählten Abgeordneten hervorgehen, und statt dessen einem Berufsständeparlament das Recht zu geben, eine Art deutschen Kontrollrates, einen Arbeitsausschuß einzusetzen, der sich natürlich zu verantworten hätte, im übrigen aber größere Sachlichkeit erlaubte und der Demagogie der direkten Wahl sich entzöge.

Jedenfalls, Demokratie ist hierzulande nicht ein Allheilrezept, sondern ein Problem. Man konnte im verflossenen Jahr recht gut erkennen, daß die Gehirne noch immer nichts Rechtes anzufangen wissen mit der Erlaubnis, nun endlich frei zu denken. Sie bewegen sich gern in den überlieferten Vorstellungen — den preußischen, den kaiserlichen, den autoritären, und so auch in den hitlerischen, die jene fortsetzten.

Berührungen mit der akademischen Jugend bestätigen diese Einsicht. Hier nisten die Rückstände der Methode Nietzsches, von Macht, Führung, Züchtung, Wikingerium mit einer Inbrunst zu sprechen, die einen Religionsersatz anbietet.

Das verflossene Jahr war ein einziger Anschauungsunterricht. Es ist schwer, das Vergangene auszuschalten, das Neue einzubauen. Jeder mag sich sein Arbeitsgebiet wählen; mir für meine Person ist es klar, daß die intellektuellen Kreise am meisten widerstreben, weil sie allein eine Ueberlieferung besitzen.

IM SPIEGEL

IV

4.
13. II. 46

Amerikanische Astronomen, wird gemaplan mit Hilfe der Radarwellen / den Kontakt mit dem Mond ermöglichen und die der Erde lagernde Wolkenschicht durchsuchen haben / die weiter entlegenen Himmelskörper erforschen, den Mars zum Beispiel oder Venus, die sich in einen bisher undurchdringlichen Dunst hüllt. Auch hofft man ein unbekanntes Signal auf die Spur kommen, das seit Jahren beobachtet und Empfangsgeräten aufgenommen wird; scheint im Zentrum der Milchstraße seinen sprung zu haben.

Wenn das Signal aus der Milchstraße ein Irrtum ist, wohnen dort Lebewesen, uns zum mindesten insofern überlegen sind sie stärkere Radarapparate bauen. Vielleicht reichen selbst ihre Teleskope nicht aus, die um einige Millionen Lichtjahre entfernte Erde auch nur als Pünktchen zu erkennen.

Ob es sich um menschenähnliche oder anders geartete Geschöpfe handelt, weiß man. Was wir da hören, kommt gerade rechten Zeit, um uns von unserem Elend abzulenken — von einem Teilgeschehen, nachdem es noch das im Kosmos, im Ganzen Organisches Leben auf der Erde allein, das deutet vielleicht nur eine Zufälligkeit. Audehnung auf andere Planeten, auf andere Sonnensysteme in der ungeheueren Milchstraße, das erleichtert die Frage nach dem S

„Die unglücklichste aller Situationen, in ein Machthaber geraten kann, ist die, daß weder den Frieden anzunehmen noch Krieg fortzusetzen vermag. In diese Lage gewer seine Kräfte maßlos überschätzt. Soll im Kriege befindliches Volk jeden Gedanken Frieden fallen lassen, so gibt es kein besseres Mittel, als das Volk zu schweren Verbrechen gegen den zu zwingen, mit dem der Friede nicht zustande kommen darf. Die Furcht vor Strafe, die das Volk verwirrt zu haben glaubt, was es von jedem Gedanken an Frieden ohne Strafe abbringen.“

Wer das gesagt hat? Der alte Macchiavelli, vor vierhundertundeinigen Jahren. Eine andere seiner Sentenzen, die uns jüngstgeschehenes erinnern, lautet: „Das Schicksal macht den Machthaber blind, was es nicht will, daß er sich seinen Absichten widersetzt. Das Schicksal stellt, wenn es grusam Zusammenbrüche plant, Männer an die Spitze eines Staates, die den völligen Zusammenbruch beschleunigen.“

Der Florentiner sagt auch: „Für jeden, die Macht in einem Staate erobert hat, besteht das beste Mittel, sie zu sichern, darin, daß von Anfang an alles neu gestaltet, die Einteilung des Staates, die Ämter, die Bezeichnung der Machtbefugnisse; er muß die Armen reichern und die Besitzenden ausplündern. Die Mittel sind grausam und lebensfeindlich; gleichwohl muß der, welcher den Weg zum Guten nicht gehen will, zu diesem Übel greifen, weil er sich an der Macht halten will.“

Die Macht hat ihren eigenen Logos. Er entsteht überall unter denselben Gesetzen und zeitigt dieselben Haltungen. Eben deshalb, gesichts dieser Zwangsläufigkeit, ist der Machthaber nicht Persönlichkeit das Wichtigste. Er besitzt nur die Stoßkraft des primitiven Triebes.

Keinem Preisausschreiben würde es gelingen Hitler, Göring, Himmler und diese subalternen Landsknechtfiguren, die Marschälle, zu Persönlichkeiten zu steigern. Persönlichkeit beruht darauf, daß das Ethos am Aufbau des Charakters positiv beteiligt ist. Wird es negiert, so treten nicht Ausnahmaturen, sondern Ausfaulerscheinungen auf.

Göring gefiel sich vor und in Nürnberg, die Rolle des letzten Renaissancemensch

zu spielen. Nun, damit ist die Renaissance endgültig abgetan; Maskeraden und Mannequinheroen ekeln uns an. Dreihunderttausend Mark hat Görings Marschallstab gekostet: in Amerika endete er als Museumsstück.

Auswärtige Zeitungen beschäftigen sich mit dem Fall eines SS-Mannes Lang, der seiner Aburteilung entgegenseht, weil er im Lager Mauthausen mit besonderer Roheit mordete und qualte, danach aber sich die Hände wusch (oder auch nicht), die verzerrten Züge glättete und am Sender Klagenfurt den Kindern bald lustige, bald gemütvollte Geschichten erzählte, als der geliebte Märchenonkel.

Es fiel diesem Mann nicht schwer, sich zu teilen. Zwei Triebe, der brutale und der sentimentale, kamen zwei Feldern gleich, die zu bestellen waren, und das tat er, mit Hingabe und Geschick. Die ganze Kunst bestand darin, sie säuberlich zu scheiden — jeder hatte seine Zeit. Das ist ja das Besondere und Wunderbare am Menschen, daß er die unvereinbarsten Gegensätze überspannen kann. Einmal in der Woche die blutige Arbeit da draußen unterbrechen, um für zwanzig Minuten im Land des deutschen Märchens zu weilen — das kann man doch, ich bitte Sie. Und wenn man vielleicht im Lager jüdischen oder tschechischen Kindern das Lebenslicht ausgeblasen hat, braucht man bei denen der eigenen Rasse sich doch nur darauf zu besinnen, daß sie etwas Anderes und Besseres sind.

Da reden sie vom Ethos, als ob das eine absolute Forderung sei. Vom Führer, der alles geregelt hat, wurde ja festgestellt, wo und wann und wem es zu bewilligen ist. Ein guter Nationalsozialist denkt nicht nach, er gehorcht, und der Lohn besteht darin, daß er so vielseitig sein darf. Und gerade, was die Kinder betrifft, hat der Führer selbst gezeigt, wie man es halten soll.

Wenn er nach Bayreuth kam und Frau Winifred Wagner, die Schwiegertochter des großen Richard, besuchte, ging er ins Schlafzimmer der Kleinen, weckte sie behutsam auf und begann, an ihren Bettchen sitzend, Märchen zu erzählen, der liebe Onkel auch er. „So gut war Hitler“, erklärte Frau Winifred einem amerikanischen Soldaten, „und ich weigere mich, die anderen Geschichten über ihn zu glauben“.

Die anderen Geschichten, das sind die Greuel. Aber ganz wie es dem SS-Mann Lang ein Leichtes war, die Mörderstunden mit den Schneewittchen-Stunden zu vertauschen, so genoß auch der Kinderfreund Adolf den Film, der ihm zeigte, wie nach seinem Befehl der Marschall Witzleben und die neun andern nackt am Fleischerhaken sich bäumten. Ich erzählte diese Geschichte hier neulich; inzwischen hat mir jemand, der Bescheid weiß, berichtet, daß die beiden Filmoperateure, die von jener Henkerszene Großaufnahmen machten, nicht durchhielten: sie erbrachen sich, und man holte neue.

Warum gingen sie darauf ein, etwas so Abscheuliches zu filmen, ließe sich erwidern. Das ist leicht gesagt. Sie waren Filmleute und wurden nicht lange gefragt. Ein Staat hat immer irgendeine Form, und wenn sie auch manchem nicht gefallen mag, so übt doch das in ihr verkörperte Machtsystem einen Zwang aus, dem sich keiner, der arbeiten will, entziehen kann.

Der Ingenieur, der Fabrikant, der Beamte, der Arzt, der Dozent können es sich nicht leisten, abwartend zur Seite zu stehen. Sowohl die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, wie der Betätigungstrieb untersagen es ihnen. Wird einer zur Arbeit nur zugelassen, wenn er den Kotau macht, dann macht er ihn eben.

Jeder, der die zwölf Jahre der Hitlerzeit im

Land zugebracht hat, sah sich einmal in einen fatalen Gewissenskonflikt gedrängt: unbehelligt ist keiner davon gekommen. Ich muß das selbst bestätigen.

Anno 33, ich weilte gerade in Berlin, legte mir mein Verleger (er war Jude) einen Zettel vor: den habe er wie die anderen Verleger auch vom Propagandaministerium erhalten mit der Aufforderung, ihn den Autoren zuzuleiten. Es handelt sich um eine Loyalitätserklärung, sagte der Verleger, Sie erweisen mir einen Dienst, wenn Sie unterschreiben, und erweisen ihn sich selbst, denn Sie vermeiden die Schikanen, die nicht ausbleiben, falls Sie ablehnen — es ist eine Formalität; der Staat verlangt von Leuten, die er vielleicht als unsicher ansieht, die Zusage, daß sie nichts gegen ihn unternehmen.

Ich erinnere mich noch meiner mit einem gewissen Zynismus abgegebenen Antwort: unter Wölfen muß man wohl mitheulen, unter Heilhitlersagern mitteilen. Ich unterschrieb, wie 87 andere. Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Goebbels verwandelte die Loyalitätserklärung, die jeder nur für seine Person abgegeben zu haben glaubte, in ein Manifest der Intellektuellen: er faßte alle Namen zusammen und übergab sie der Presse.

Zwar habe ich, worauf es ja wohl ankommt, nie eine Zeile geschrieben, die man als Bejahung der nationalsozialistischen Weltan-

schauung auslegen könnte; aber meinen kleinen Flecken hatte ich nun auch. Ich vergaß ihn völlig, wurde ihm neulich gewahr und halte es für richtig, selbst darauf hinzuweisen, zur gefälligen Benutzung.

Manche haben bedenklichere Papiere unterzeichnet, aber auch sie können zur Entschuldigung anführen, daß man zum mindesten in jenen frühen Zeiten noch nicht wußte, was da kommen werde. Ich glaube, daß damals viele der Empfindung nachgaben, die ich oben Zynismus nannte — einem Achselzucken gegenüber dem Zwang. Sie griffen an die Krempe und grüßten den Geßlerhut, um damit die Unbelästigung zu erkaufen. Mit anderen Worten, sie übten den Vorbehalt, und darüber wird, wer das Leben kennt, nicht zu streng denken. Im Leben läßt man zweimal zwei oft fünf sein. Der Ethiker kann es nicht billigen — aber er muß in Betracht ziehen, daß nicht immer Ethoszeit ist.

Manchmal kommt sie; aber sie kommt nachträglich, und dann wird, wiederum nachträglich, alles zum Vergehen. Die Pharisäer haben nun das Wort. Würde man sie unter die Lupe nehmen, so ergäbe sich, daß auch sie in den zwölf Jahren irgendwie unterschlupfen mußten. Zuletzt ist wichtig nur, daß wieder ethisch geredet wird. Den Mitläufern mag es eine Lehre sein, die Aktivisten haben einzustehn.

Im Spiegel ~~IX~~
VIII
20. 4. 46

„Berlin ist das Kraftzentrum, das das übrige Deutschland mit seinen fortschrittlichen Impulsen erfüllt: es ist heute schon wieder auch die geistige Hauptstadt“, schließt ein Artikel der Deutschen Volkszeitung in Berlin. Sein Titel lautet: „Berlin — auch Deutschlands kulturelles Zentrum“.

Das sind Festsetzungen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen lassen. Man darf sie abwägen und, wenn es nur Behauptungen sein sollten, ihnen widersprechen. Berlin und das übrige Deutschland — wir wünschen nicht, als das, was außer Berlin übrigbleibt, abgefertigt zu werden. Man weist uns einen Rang zu, man stellt uns vor ein angebliches fait accompli, man triumphiert, daß die Anstrengungen der Berliner schon die Frage entschieden haben. Wir empfinden das zum mindesten als voreilig.

Das Deutschland von morgen baut sich, unter dem Gesetz der Aufteilung in Zonen, nicht mehr vom Zentrum, sondern vom Rande, von den das bisherige Zentrum umlagernden Ländern auf: vom Süden, vom Westen, von der Seeseite. Eine un-unitaristische, eine föderalistische Bewegung liegt vor.

Das ist durchaus natürlich. Die Hauptstadt des Königreichs Preußen wurde nach 1870 auch die des deutschen Bundesstaates. Vor lauter Kaiserreich haben sehr viele diesen bundesstaatlichen Charakter vergessen. Wir bauen nur logisch auf den Grundlagen weiter, wenn wir die zwei Worte Bund und Staat erneut auf die Möglichkeit der Verbindung prüfen.

Die Stellung, die Berlin sich als Hauptstadt des zweiten Kaiserreichs eroberte, beruhte auf seinen Leistungen, nicht in der dem Deutschen unbekanntem Zentralisierung. Die Wahrheit ist, daß Berlin mehr unter dem geschäftlichen, als unter dem produktiven Gesichtspunkt die Herzkammer wurde. Dort waren die großen Verlagshäuser, die führenden Theater, die Konzertagenturen, die Gesangslehrer, die Filmkonzerne, die Museen. Die Bemühungen der andern Länder um ihre eigene Kulturleistung gingen ruhig weiter.

Wir wollen es auch fernerhin so halten. Die Berliner mögen ihre Anstrengungen machen, wir machen die unseren. In München, Tübingen, Freiburg, Baden-Baden, Mainz, Frankfurt, Wiesbaden, Koblenz, Hamburg entstanden seit dem Sommer des vorigen Jahres geradezu automatisch Ansatzpunkte eines neuen Lebens — in Stuttgart, Augsburg, Kassel und anderswo. Keine künstlichen Programme waren nötig, keine Anrufe des gefährlichen Totalismus, dieses hitlerschen Erbes.

Totale Lenkung durch die Berliner — nein. Sie übernehmen sich, ihre Stadt liegt in Trümmern. Wir bejahen die wirtschaftliche und die Zolleinheit; auf dem Gebiet der politischen machen wir die Zugeständnisse, die unbedingt nötig sind; aber auf dem geistigen und künstlerischen Gebiet sind wir Eigenproduzenten und Mannes genug, um unsere Selbständigkeit zu beweisen gegenüber den Tendenzen da oben oder unten.

Ich schätze, daß Berlin vollauf mit seinen praktischen Sorgen, mit seinen materiellen Nöten beschäftigt sein wird. In den Fragen der neuen Gesellschaftsbildung hat diese Massenstadt, zerschlagen und gepeinigt, wie sie ist, vermutlich allerlei zu sagen. Aber das Soziale ist nur einer der Sektoren, die in ihrer Gesamtheit eine Kulturnation ergeben.

Mit dem Kraftzentrum, den frischen Impulsen allein ist es nicht getan. Der Mann, der jenen Artikel schrieb, ist offenbar Großstadtmensch. In der Abgrenzung gegen Berlin, die wir als so notwendig empfinden, verbirgt sich auch der Gegensatz zwi-

schen Bodenständigkeit und Menschenhäufung in der Millionenstadt.

Wir sind föderalistisch nicht zuletzt deshalb, weil wir unmittelbar, mit allen Instinkten wissen: die Wiederherstellung, die Genesung kann nur vom Konkreten, Vertrauten, Übersichtlichen ausgehen — von der engeren Heimat, von Ort und Stelle, von der Region.

Radikal, totalitär, revolutionär, wird genug gedacht. Diese Einstellungen setzen ein Tempo, das die konservativen, bürgerlichen Werte über den Haufen zu rennen droht. Die jüngsten Berliner Kämpfe um die Verschmelzung der beiden sozialistischen Parteien, die Flucht der Sozialdemokraten in die Öffentlichkeit und die Spaltung dieser alten Garde haben uns einen tiefen Eindruck gemacht.

Es handelt sich dabei um die Frage, ob die demokratischen Grundsätze und der Schutz, den sie bieten, zu achten oder als Plunder von gestern hinwegzuräumen seien. Was Gleichschaltung bedeutet, haben wir erlebt. Wir wollen nicht gleichgeschaltet werden, wir wollen gleichberechtigt sein.

Die Länder am Rande und der Berliner Zentralismus, dieser Gegensatz ergibt einen Zweitakt, der nutzbar gemacht werden kann. Zwei Faktoren sind immer nötig, damit Differenzierung eintritt. Das wissen schon der Chemiker und der Biologe — so richte sich auch der Politiker danach. Zwei Parteien halten die Staatsmaschine in Gang. Solange die Demokratie wie jener rocher de bronze steht, ist auch die Gesellschaft der Nation, das Weltdirektorium, gesichert.

In diesem wollen wir den vernünftigen Totalismus sehn — den, der die verführerische Idee der Macht, der Diktatur, der zentralen Regelung so verteilt, daß sie, wie elektrische Energie herabgesetzt, den Gliedern dient, statt unheimliches Schwungrad zu sein. Unter diesem Gesichtspunkt ist richtig, was ein ausländischer Beobachter drucken ließ: die Zukunft der Weltdemokratie hängt von der in Deutschland fallenden Entscheidung ab: für oder wider sie. Die Bejahung wiederum davon, daß der föderalistische Gedanke im neuen Deutschland siegt.

Die kleine Untersuchung hat vom kulturellen aufs politische Gebiet geführt. Das ist heute immer so. Wer nicht abseits steht, wird ohne weiteres politisiert, will sagen, er wird zuletzt der Einsicht zugeführt, daß es nur noch einen Schutz vor dem Krieg gibt, den Demokratismus, der den Rang eines Tabus, eines dem Streit entzogenen Grundwertes erhält. Ursprünglich Verkündigung der Menschenrechte, dann Regulativ des Lebens im Staat, hat er eine Erweiterung erfahren, die ihn zugleich vor der Überalterung bewahrt: das Alleinmittel gegen den Krieg zu sein.

Der letzte hat ^{fünfzehn} 14 Millionen Soldaten und mindestens ebenso viel Bürgern das Leben gekostet — also dreißig Millionen, eine runde, hübsche Zahl. Was aber der nächste anrichten würde, kann man nur schauernd ahnen.

Daß heute Ostern ist, Tag der Heils- und der Lenzbotschaft, rechtfertigt diese Überlegung eher als daß es ihr widerspricht. Erlösung von den Dämonen und Erlösung vom Krieg, Hoffnung auf die Wiedergeburt der Natur und des Menschlichen, es ist kein Unterschied.

Die Klagen über die Gehässigkeit im deutschen Parteileben tauchen wieder auf. Gewisse Erfahrungen, die man in Berlin machte, als die Verschmelzung der Sozialisten und Kommunisten zur Frage stand, veranlassen den Tagesspiegel, ein gut geleitetes demokratisches Organ, zu schreiben:

„Wir stellen fest, daß das politische Bild, das die Deutschen bieten, immer das gleiche ist. In jedem andern Lande würde der Versuch, einen politischen Gegner mit nichts als persönlichen Anwürfen zu erledigen, sich an den Urheber rächen. In Deutschland lebt der politische Kampf allein vom Klatsch. Schon tauchen in gewohnter Weise, zum Teil mit fabrizierten Arbeiterbriefen, Verdächtigungen Schumachers auf. Angenommen sogar, keine der Anschuldigungen sei erfunden: so bliebe noch immer die fatale Merkwürdigkeit, daß das Kesseltreiben in dem Moment beginnt, in dem man sich in die Enge gedrängt und keine sachliche Zuflucht mehr sieht.“

Vom Klatsch singt man ein Lied in allen Gauen. Kaum tritt einer ein Pöstchen an oder mit einem Artikel auf den Plan, kaum wirft er einen Schatten, und handle es sich um ein noch so bescheidenes Licht, so folgen ihm Geflüster, anonyme Briefe und Denunziation. Der Gesellschaftskreis, dem er angehören mag, übt einen geheimen, aber sehr fühlbaren Terror aus, wenn seine Anschauungen über Staat, Militär, Parlament denen widersprechen, die hier üblich sind.

Alles Gegenwärtige ist nur Folge der Vergangenheit. Von den Vätern her leiden wir am Ausfall der Erziehung zur Selbständigkeit. Ohne Selbständigkeit, ohne Achtung vor der inneren Entscheidung gibt es auch keine Sachlichkeit. Ich meine jene Sachlichkeit unter Männern, die mit Ideen umgehen.

In Baden-Baden wird eine Anekdote erzählt und versichert, sie sei sogar wahr. Danach habe eine alte Dame aus den konservativen Kreisen, als die Rede auf Thomas Mann kam, gesagt: Ich bitte Sie, er hat weder das Abitur gemacht noch in der Armee gedient.

Entwaffnend durch seine Naivität, verweist der Ausspruch doch zugleich auf die deutsche Neigung, den Wert eines Mannes davon abhängig zu machen, daß er sich den genormten Anschauungen unterstellt, daß er Vorschriften anerkennt und gehorcht. Tut er es nicht, so ist er Außenseiter im Obrigkeitsstaat.

In einer Gesellschaft, die dem soldatischen Geist den Vorrang vor dem bürgerlichen zugesteht, kann es garnicht anders sein. Demokratie ist da, wo das Soldatische den Charakter des Selbstzweckes und damit des Höheren verliert, der Staat als eine rationale, genau zu kontrollierende Einrichtung angesehen wird.

Viele erkundigen sich heute ziemlich hilflos, worin denn eigentlich **Demokratismus** bestehe. Er ist ein gewolltes Regulativ, nicht nur ein unbestimmt freundliches und unschroffes Verhalten. Dieses wird ja in Süddeutschland ziemlich geübt. Haltung und Regulativ begegnen sich in der Idee der Gleichberechtigung, die, richtig verstanden, dem Religiösen entspringt. In der Wirklichkeit sind die Menschen nicht gleich, aber sie sind es vor der Forderung, vor der Möglichkeit, vor der Idealität. Ohne diese Idealität ist eine Gemeinschaft nur ein Haufen.

Einer Münchner Pressekonferenz und einer Darlegung des Ministerpräsidenten Högner kann man die Grundzüge der geplanten bayrischen Verfassung entnehmen:

„Bayern ist eine demokratische Republik. Die Volksvertretung wird in allgemeiner, gleicher und geheimer Wahl nach Verhältniswahlrecht von allen mündigen und ehrbaren Staatsbürgern gewählt. Der Landtag wählt seinerseits den Ministerpräsidenten und bestätigt die von ihm beaufeten Minister. Die Selbstverwaltung der Gemeinden ist stark ausgebaut, weil wir in ihr einen Grundpfeiler echter Demokratie erblicken. Ob dem Landtag eine erste Kammer, etwa ein Senat, nebeneordnet und ob das Amt eines Staatspräsidenten eingeführt werden soll, wird die am 30. Juni zu wählende verfassunggebende Landesversammlung und letzten Endes das bayrische Volk selbst zu entscheiden haben, das am 3. November 1946 über die Staatsverfassung abstimmen soll.“

27.4.
46

Eine Berner Wochenschrift berechnet die Kriegsverluste, in Millionen, wie folgt:

Gefallene	14,5
Opfer der KZ	11
Nebenher umgebracht	5,5
Krüppel	30
Obdachlose	21
Heimatlose	15
Zerstörte Gebäude	50
Schiffsraum, Tonnen	30

Also einunddreißig Millionen Tote und sechsundsechzig Millionen in Mitleidenschaft Gezogene, zusammen mehr als die Bevölkerung des weiland großdeutschen Reiches. Nun gibt es eine Grenze der Aufnahme- oder Beeindruckungsfähigkeit. Jemand, der die Zerstörung Pforzheims im Februar 1945 mitgemacht hat, erzählte mir, die Strecke der Toten, in Wallhöhe aufgestapelt, habe drei, vier Kilometer beansprucht. Diese vierzigtausend Leichen vermittelten ein stärkeres Bild als die Millionen jener Statistik.

Zahlen ohne Bild erschüttern nicht. Erschütterung ist nötig, um den pazifistischen Willen zu wecken. Wille aber verlangt nach Organisation. Die Parole nie wieder Krieg bleibt ein Schlagwort, solange sie nur in Büchern und Vorträgen behandelt wird.

Zwei Voraussetzungen sind wohl unentbehrlich. Erstens muß die Parole mehr sein als ein ungefähres Wunschbild, dem die Masse zustimmt; sie gehört in die Staatsverfassungen, nur so wird sie offiziell. Und zweitens hat sie Aussicht, den Erdball zu überspannen, nur dann, wenn man damit rechnen kann, daß der bürgerliche, der wägende Geist sich durchsetzt — daß seine Zeit noch nicht abgelaufen ist, daß der demokratische, nicht der diktatorische Gedanke siegt.

Viele glauben, beim Kampf um die Seelen unterliege die gemäßigte Auffassung, eben die bürgerliche im weitesten, den Sozialismus nicht ausschließenden Sinn — sie unterliege der totalistischen, mit der Gewalt oder Vergewaltigung arbeitenden Idee. Nichts ist heute so wichtig, wie diesen Pessimismus nicht aufkommen zu lassen. Nichts ist so wichtig wie der Entschluß, unerschütterlich und wissend zum Demokratismus zu stehn. Es gibt keinen anderen Schutz vor dem Radikalismus als ihn.

Es mag sein, daß viele Pazifisten Schwärmer sind, die zu unbekümmert mit der Wirklichkeit umspringen. Fragt man, worin vernünftigerweise, auf realistischer Grundlage, Pazifismus bestehen könne, so ergibt sich die Antwort: im nüchternen Rechnen. Der Nüchternheit widersetzt jene deutsche Mentalität, die nach 1918 in der Niederlage eine Ungerechtigkeit, ein unverschuldetes Unglück sah.

Damals tobte Hans Pfitzner gegen den „ungeheuersten Justizmord und Gewaltakt aller Zeiten.“ Er nannte den Pazifisten „den widerlichsten Typus des Hochverraters“. Aber ein Pazifist ist kein Hochverräter, er ist ein Ethiker. Die Achtung vor dem Ethos, der im Religiösen wurzelnden Überzeugung, ist in Deutschland auf den Hund gekommen.

„Als England dann satt war von Gier und Rache, trat es zurück zum siebentenmal im Laufe der Jahrhunderte, dick und fett vom Blut und Jammer Europas“, schrieb Gustav Frenssen, und diese These wurde unter der Republik in ein Lesebuch für deutsche Mädchen übernommen. Im sogenannten großen Plötz, dem verbreitetsten Handbuch für Geschichtsdaten, seit 1922 — die Hälfte (!) dem Weltkrieg gewidmet.

Und 1929 billigte in München der sechste Deutsche Hochschultag eine Entschliebung: die wissenschaftliche Untersuchung habe den Beweis erbracht, daß eine Schuld Deutschlands am Krieg nicht bestehe, womit auch alle an die Versailler These geknüpften Folgerungen fortfielen. Es war ein deutlicher Wink für die Historiker und Dozenten. Wenn sie vorankommen wollten, durften sie keine Pazifisten sein. Man nennt das Freiheit der Forschung.

Die Umdeutung Deutschlands zum Lamm und seiner Feinde zu neidischen, reissenden Wölfen,

die Dolchstoßlegende und die Kriegsschuldfrage, dafür sind Millionen ausgegeben worden. Woher sie kamen? Von der Reichswehr und der Industrie, in letzter Instanz jedoch von der Arbeit der Massen. Überlegt man, was mit Geld getan werden könnte und in Wirklichkeit geschieht, dann möchte man sich zurückziehen, von allem Öffentlichen.

Aber es hieße, das Öffentliche denen überlassen, die skrupellos zugreifen. Wer mit den andern und für sie denken kann, hat Redepflicht, in diesen Jahren zum mindesten.

Arthur Dinter, Zell am Harmersbach, seit 1917 durch einen Zeitroman, Die Sünde wider das Blut, bekannt, wendet sich in einer Zuschrift an den Konstanzer Südkurier dagegen, der Verfasser eines Hetzbuches zu sein — er habe die Judenfrage vom religiös-sittlichen Standpunkt aus behandelt und eben darum sich mit seinem Freund Hitler überworfen.

Wahr ist, daß er, zum Gauleiter ausersehen, bereits 1923 die Partei verließ. „Niemand ist ein Mensch durch mich umgebracht worden oder ins Konzentrationslager gekommen oder sonst irgendwie beschädigt worden“, versichert er, muß sich aber vom Südkurier fragen lassen, wie es mit der indirekten Wirkung der siebenhunderttausend Exemplare seines Buches stehe.

Man las darin, die Judenkinde seien nicht menschen- sondern affenähnlich; Jesus habe dieser Bastardrasse nicht angehört, auch die Propheten des Alten Testaments könnten nur Arter gewesen sein. Wieviele Hitlerjungen, SS-Lagerwachen, Richter und Polizisten sich an Dinters Werk berauschten, bevor sie zu Raubtieren wurden, fragt der Südkurier weiterhin und hat ohne Zweifel recht.

Wenn man das jüdische Problem vom religiös-sittlichen Standpunkt aus untersucht, verbieten sowohl Religion wie Sittlichkeit, in den Judenkindern eine Art abstoßender Tiere mit abscheulichen Charaktereigenschaften zu sehen. Als einzige Entschuldigung kann Dinter der Umstand dienen, daß die jüdische Frage damals noch eine literarische war. Aber um sie zu einer praktischen zu machen, deshalb doch schrieb dieser Mann dieses Buch mit dem bezeichnenden Titel Die Sünde wider das Blut. Und so trug auch er sein gutes Teil zur Vergiftung der Gemüter bei.

Mir erklärte einmal in den dreißiger Jahren ein Kreiskulturwart: „Sie liegen schlecht, es ist schade aber tun kann man dagegen nichts — Sie

müssen es mit Fassung tragen“. Er sprach mit dünnen Worten die Kaltstellung auf Lebenszeit aus. Heute sieht er sich in die Ecke gestellt, so ist der Lauf der Welt. Auch Arthur Dinter wird man nur sagen können: „Sie liegen schlecht, am besten schweigen Sie und tragen es mit Geduld“.

Zuletzt läuft das Leben darauf hinaus, daß man auf gewisse Pferde setzt und entweder gewinnt oder verliert. Ist der Instinkt gut, so enthält man sich der Favoriten, auf die alles wettet; ist er schlecht, so muß man die Folgen übernehmen. Man hat ja zum Ausgleich seine Chance, seine Zeit und seinen Erfolg gehabt.

Unter dem Titel „Verzeihung — ich bin Preußin“ veröffentlicht Ursula von Kardorff eine hübsche Plauderei, die eine Moral enthält und besagt, daß es neben dem Politischen auch das Menschliche gibt:

„Lieber Süddeutscher, wende dich nicht schauernd von der armen Preußin ab. Sie ist kein gepanzertes Heldenweib mit Brünne und Gürtel, keine Briefmarken-Germania. Unter ihrer burschikosen Schale verbirgt sich ein leicht verletzlicher, weicher Kern. Nimm sie an die Hand und sei nett zu ihr. Sie tut, als sei sie mißtrauisch gegen Komplimente — weil sie so erzogen wurde —, dabei blüht sie in Wirklichkeit auch noch unter den dümmsten und flachsten auf, wie die Blume unter sanftem Tau. Wie sollte sie bei so viel unverhohlenem Mißtrauen eigentlich nicht unsicher werden? Sie war, als sie noch ihr eigenes Heim hatte, von einer großzügigen, vorurteilslosen Gastfreundschaft. Das wird jeder zugeben müssen; den es einmal in die sandigen, märkischen Gefilde verschlagen hat. Die vielen heimatlosen Preußinnen, die nun auf dieselbe Großzügigkeit, gezwungenermaßen, angewiesen

Es sind hundert Seiten

sind, dürfen dazwischen in dieser Hinsicht einen etwas deprimierenden Erfahrungsschatz angesammelt haben. Nehmt sie halt etwas behutsam in die Schule der leichteren, liebenswürdigeren Umgangsformen. Führt sie in die herrlich beschwingten Kirchen, lehrt sie die ältere Kultur erfassen, gebt ihr Viertele zu trinken, kein Bier, laßt sie Spätzle kochen und Zöpfe backen. Lehrt sie ein anmutiges, etwas lässigeres Leben führen, in dem die Sonne konstanter und wärmer scheint und das Wort Pflicht auf südliche Weise ein bißchen kleiner geschrieben wird, trotz der Schwere der Zeit. Lehrt sie „schwätzen“, das kann sie nämlich zunächst gar nicht. Und bringt ihr vor allem eines bei: das Lächeln, das kann sie auch nicht sehr gut. Denn sie würde ja so gern lächeln, wenn ihr etwas mehr danach zumute wäre“.

Man sieht, die junge Dame hat die süddeutsche Lässigkeit bereits erfaßt. Da sie uns ihre Vorschläge mit so viel Anmut macht, wollen auch wir nicht schwerfällig sein.

Man trinkt die Mitglieder der anderen Parteien, die ebenfalls zur Wahl zugelassen waren, und setzt — nächster, folgenschwerer Schritt — fest, daß sie um der Einheit willen auszuschalten seien.

Um diesen Punkt dreht sich der Kampf zwischen den Sozialisten der verschiedenen Richtungen. Der Sinn der Demokratie ist, um es scharf herauszuarbeiten: die mit der Vertretung des Volkes beauftragten Parteien sind, solange die Sitzungsperiode dauert, zu schützen. Sie sollen mitreden, Verbindungen eingehen, zu Worte kommen, ihren Auftrag ausführen können.

Die gesetzgebende Versammlung darf nicht mit den in der Verfassung niedergelegten Garantien in Widerspruch geraten. Darum geht es bei Demokratismus und Föderalismus hier, Unitarismus dort. Es geht um die Frage, ob die Gleichschaltung, die Gleichmacherei, die totalistischen Regelungen sich durchsetzen, auf Kosten der Gliederung oder Differenzierung. Es ergibt sich die Einsicht, daß zwar die Mussolini, Hitler und andere Vertreter der radikalen Vereinheitlichung erledigt sind, nicht aber diese Bestrebungen selbst. Der Kampf geht weiter, er drückt eigentlich dem Zeitalter das Gepräge auf.

Als Symptom läßt sich die Nachricht werten, daß die Unterten Orientalen, eine Sondergruppe der öst-

lichen Kirche, die zur Zeit der Reformation das Primat des Papstes wieder anerkannten und dabei Zugeständnisse wie die Prieserehe für den niederen Klerus erhielten — gegen zehn Millionen Rumänen, Ukrainer, Galizier — diese Unterordnung gekündigt haben.

Sie werden wohl zur griechisch-orthodoxen Kirche zurückkehren, nachdem ihre Länder unmittelbar unter russischen Einfluß gekommen sind. Die Nachricht, die bei uns fast unbeachtet blieb, ist interessant, weil sie ein Licht wirft auf den Wechsel, den die Moskauer Politik vollzog, als sie im Krieg das kirchliche Leben wieder freigab.

Der Ton liegt auf dem Wort Politik. Die Politik bedient sich auch des Glaubens als eines Mittels der Ausdehnung.

Wenige Tage vor dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus, am 9. April des vorigen Jahres, starb im Augsburgischen der Württemberger Theodor Häcker, der einer der bemerkenswertesten Konvertiten der unruhigen Zeit nach dem ersten Weltkrieg gewesen ist.

Er erlebte nicht mehr den ersehnten Augenblick, der seiner Voraussage recht gab: daß das Wucherphänomen des Staates durch Selbstmord enden müsse. Es ziemt sich wohl, auf einen Geist hinzuweisen, der noch oft genannt werden wird. Ein kämpferisches, heftiges Temperament, beunruhigte ihn früh die Gegenidee der Liebe.

Sein Ausgangspunkt war Kierkegaard, sein Blickpunkt wurde Kardinal Newman; er übersetzte beide. Er gehörte nicht zu den Einfachen im Geist, sondern zu den höchst Differenzierten, die alle im Grunde die Biographie Luthers durch das ausstehende Kapitel ergänzen, die Zurückwendung. Der Abfall ist der erste dialektische Schritt, die Umkehr der zweite, die Aufhebung.

D E R S P I E G E L

I

Unter diesem Titel und an dieser Stelle wird alle vierzehn Tage Otto Flake das Wort ergriffen.

In einem Schaufenster der Luisenstrasse reihen sich Aufnahmen der die jetzt zu Nürnberg vor dem Gerichtshof stehn. Ehemals Führer, Staatsmänner, Generale, hohe Funktionäre bilden sie, der Uniform entkleidet, eine Galerie beklemmender Physiognomien.

Es ist ihnen nicht mehr anzusehen, dass sie Mächtige dieser Erde, Befehlsgewohnte, Selbstbewusste und Ehrgeizige durch die Bank gewesen sind. Man empfindet weder Mitleid noch Genugtuung. Jenes verbietet sich, da kein dieser Leute die Kategorie des Mitleids ~~ja~~ als tatsächlich oder verpflichtend betrachtet hat; und jenes schweigt angesichts der Feststellung die sachlich ist, dass Schicksal sich erfüllt und niemand ihm entgeht.

Was vorwiegt, ist ~~mir~~ der Gedanke, dass hier werden erledigte Menschen noch einmal vorgeführt. Ob sie mit guter Haltung ihr Urteil entgegennehmen oder zusammenbrechen, es ist gleich in diesem Falle. Sie wissen, wie der Betrachter es weiss, dass sie nicht mehr als Personen, sondern nur noch als Exponenten Rede stehn. Die Anklage richtet sich gegen ein Prinzip, Licht fällt auf eine Ideenwahl. Sie selber werden nebensächlich, ^{gestrandet} in ein Schlusskapitel. ~~gekommen~~

Ich bin sicher, dass sie nicht Hunger leiden; gleichwohl sind alle abgemagert und gealtert. Alle machen den Eindruck von Häftlingen, die der Gedanke quält - die ihre Nächte grübelnd verbringen und am Tage nur die Gesichter der Mitangelegten, der Richter, der Reporter, der Photographen sehn.

Verbindet sie Freundschaft unter einander? Kaum. Eine Art Freimaurer die sich ^{doch} zusammenschlossen, dachten sie nicht sentimental, und gemeinsam war ^{vorsatz} der ~~Zuschluss~~, Macht zu gewinnen durch Anschluss an die Gottheit, die Macht zu gewähren versprach. Jeder für sich, Hitler für uns alle - das Ethos des Idealismus fehlt.

~~Freiheit, überlegen ist keine dieser Mienen. Ihr Be-~~

So fehlt auch die Möglichkeit, sich als Märtyrer der Überzeugung zu geben. Frei, überlegen, in sich gesammelt ist keine dieser Mienen.

xxx

Ich wende mich fort, und mein ^{Auge} ~~Stirn~~ erhascht noch eben einen andern, der nicht in Nürnberg ab urteilt wird, er ist in französischer Gewalt: der ehemalige Gauleiter von Elsass und Baden. Was die Aufnahme des Kopfes betrifft, so mag sie noch hingehn - ~~der~~ ^{der} selbe düstere, starre Blick, der nach Rechtfertigung sucht und sie nicht findet, weil es keine Rechtfertigung gibt. Die Reaktion des Betrachters ist noch unwilliger und kälter als bei den Nürnbergern.

Man sieht auch eine Aufnahme im kurzen Hemd und fragt sich, weshalb ein Mann, der für die Grausamkeiten im Schirmecker Lager verantwortlich gemacht werden wird, nicht den Mut fand, sich solch äußerste Demütigung zu ersparen, und uns ihren Anblick.

Vor einem Jahr noch zwang er die Zeitungen, seine täglichen Aphorismen zu drucken - Maximen vom Widerstand, vom Sprung in den Abgrund. Er forderte die Kinder auf, Sand in die feindlichen Tanks zu schütten, und die Bürger, ihre ~~xxxxxx~~ Gebäude anzuzünden. Er nannte Hundsfott jeden, der von dem ihm angewiesenen Standort wich - er selbst verließ ihn, fiel nicht kämpfend, floh über die Grenze und wurde gefasst; ein ruhmloses Ende.

xxl

Man kann darüber streiten, ob das Geschehn sich moralisch regelt. Fest steht, dass Menschen und Zustände an der Masslosigkeit zugrundegehn, und diese Tatsache kommt der ethischen Ordnung so gut wie gleich. Der Mensch ist nicht nur der Spielball dämonischer Abläufe; er kann auch seinen Willen unter die regelnden Faktoren aufnehmen und das, was ist, beeinflussen durch das, was sein sollte.

Es war noch nicht da, dass die Menschheit sich zusammenschliesst, um zu erklären, dass fortan die Staatsmänner, ~~und~~ Wirtschaftsführer und Generäle, die den Krieg vorbereiten, planen und beginnen, vor einen Gerichtshof der Völker zu ziehen seien.

Unter allen Neuerungen, die wir im Jahre 1945 erfuhren, scheint mir diese Idee die grösste zu sein, unabsehbar in ihren Folgen, wenn der Mensch die Kraft hat, ihr zur Anerkennung zu verhelfen.

Utopie, sagte man vor hundert Jahren, vor dreissig noch. Keine Auffassung ist unter Deutschen, den in militaristischen Gedankengänge erzogenem Volk, so allgemein wie diese, die den Pazifismus unter die utopischen Forderungen verweist,

Es zeigt sich doch, das Utopien ^{wirk} ~~wirk~~lich werden können: dass der Organisationswille, der Einsatz der Vernunft nicht unmöglich sind. Pazifismus galt bei uns als ein Schlagwort der Schwächlinge, der Träumer, der Literaten - aber man kann ihn zur Grundsätzlichkeit er-
^{hen} ~~hen~~, zum Ideal.

Hunderte reden heute über die geistige oder seelische Krise; an Programmen, Aufrufen, Ermahnungen fehlt es nicht. Aber Wert haben sie erst, wenn damit der Mut verbunden ist, vom Idealist ^{en} ~~ist~~ als etwas zu sprechen, das ^{ordnend,} ~~verwirklicht~~ ^{sinn} ~~selbst~~gebend in die Wirklichkeit ^{sich} ~~eingebaut~~ ~~worden kann~~ lässt.

Unter diesen Gesichtspunkt leben wir in einer idealistischen, fordernden, erregten Zeit - in einer, die wieder zu denken wagt.

xxx

Zeile frei

Ich las zum ersten Mal eine Biographie Moltkes, der Zufall wehte sie mir auf den Tisch. Sie ist gut geschrieben, der Verfasser heisst Eckart von Naso, ^{und hat darstellerische Gaben.}

Menschlich gesehen gibt es wenige Gestalten, die so sympatisch wie Moltke berühren: eine saubere, straffe Erscheinung, die zielsicher ihren Weg geht, ^{von} ~~von~~ Ehrgeiz, Neid, Intrigen nicht verwirrt - sachlich, klar, geleitet durch Abstand und Selbstzucht.

Aber ~~auch~~ dank solcher über- oder unpersönlicher Haltung/eine Maschine fast - ein klassischer Fall der Vergeistigung, die das Leben nach abstrakten Normen zu lenken und damit ~~auch~~ bereits zu vergewal-

iff er auch

tigen sucht.

In Moltke vollendet sich der nach den napoleonischen Kriegen auftauchende Typ des Soldaten, der die Schlachten nicht mehr an der Front leitet sondern am Schreibtisch die Taktik zur Wissenschaft, zum Gegenstand der methodischen Vorbereitung macht: der Generalstäbler entstand.

Nichts scheint realistischer, wirklichkeitsnaher zu sein, da bei dieser wissenschaftlichen Behandlung so materielle Dinge wie Volkskraft, Einwohnerzahl, Wirtschaft, Eisenbahn, Fabrik, Kaserne, Geheimdienst und Verpflegung in der Rechnung stehen. Das alles jedoch tritt eines Tages über in den Zustand der Abstraktion, der reinen Idee, des Extrems zuletzt, der Masslosigkeit, der Vabanque, des Alles oder Nichts: das Wirklichste endet als Selbstaufzehrung, als Chimäre und Besessenheit.

Wir heute sind befähigt, solche Zusammenhänge, in denen sich die tiefste Paradoxie des Menschenwillens andeutet, genauer zu sehen, weil ein Zeitalter beendet ist. Wir erleben ~~sie~~^{es} nicht mehr, wir stecken nicht mehr mitten drin - ~~sie~~ es liegt hinter uns, ging in die Vergangenheit ein. Es gibt kein Preussen, keine Junkerkaste mehr, kein Lebenssystem, das sich die Idee des Offiziers zum Mittelpunkt wählt und ihn umkreist.

Es gibt das nicht mehr und wird es so nicht mehr geben; die dreihundert Jahre preussischer Willensbildung, die zweihundert preussischer Führung sind abgelaufen und lehren, dass in Menschendingen nichts dauernd, nichts absolut sein kann.

Der Nekrolog auf die Erscheinung Preussen verbindet sich bereits mit einer bisher nicht möglichen und zum Nachdenken veranlassenden Einsicht: wie sehr doch - objektiv, nicht subjektiv gesagt - die preussische Welt eine Ordnung zu Gunsten einer herrschenden Klasse gewesen ist - zunächst des Adels und des Grundbesitzes, dann weiter ausgreifend und stark im Werben, der Beamten, der Gebildeten und des verdienenden ~~Bürgers~~^{Bürgertums}.

Die Grundlehre der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung spricht etwas aus, worauf man nicht genug geachtet hat. Werden die materiellen Zustände verändert, treten zum Beispiel Industrie und Technik auf, so ändern sich auch die Ideen. In der Tat, was sind Ideen? Doch nur Versuch

gewordene Einrichtungen wie die Gemeinschaft zu ordnen, aus ihnen die Ansprüche und Rechte abzuleiten. Altwerte verteidigen sich, Neuwerte drängen nach und sind mehr als demagogische Erfindungen. Erfahren die Produktionsmittel einen Wechsel, so wechselt automatisch die Lehre vom Wert der Klassen.

Das Gebilde Preussen wird, kein Zweifel, nachdem es historisch geworden ist, die Gesellschaftsphilosophie noch oft beschäftigen. Es hat enorme Erfolge gehabt, schliesslich den ganzen Kontinent, die gesamte Welt sogar zur Auseinandersetzung genötigt - es durchlief Aufstieg, Entfaltung, Untergang, die Reihe der natürlichen Phasen. Es machte eine der Möglichkeiten, den Staat von der Idee her zu formen, sichtbar: die totale, die diktatorische.

~~xxx~~

folgt 6

~~andererseits genügt eine Epoche, die aufgang, die, abgang der~~
~~...~~

vierrig *schien preußen*
Noch vor ~~vierrig~~ Jahren ~~schon~~ für die Ewigkeit gegründet zu sein; und in den letzten zwölf ~~Jahren~~ kehrte dieser Glaube zurück. Die Zerschlagung, deren Zeuge wir geworden sind, vollzieht sich ebenso gründlich, und überlegt wie die Geschichte seiner ~~Gründung~~ *Singesanges* und seiner ~~Gründung~~ *Gründung*. Wir erleben Geschichte, Weichen~~um~~stellungen, Übergänge/Aeon zu Aeon. So werbend, so suggestiv ~~war~~ war die preussische Idee, dass sie in ihrer letzten Phase Menschen, die ihrer Abstammung nach nicht zu Preussen gehörten, in die Führung berufen konnte. [Dieser ihr höchster Erfolg war auch ihr letzter, der mit der Katastrophe abschloss. Wägt sie nur ab, die Einsicht, dass das Preussische in *Reich der Schatten* ~~dem~~ *von* ~~der~~ Vergangenheit absank. Nutzlos das Bedauern, dieser Pan aus dem Norden ist tot.

x x x (Zeile frei)

Zum Schluss eine leichtere Betrachtung. Wer ~~Wer~~ heute in einer Gemeinschaft isst, hat Gelegenheit festzustellen, dass in allen Häusern Schmalhans Küchenmeister ist. Des Speisezettels ewig gleichgestellte Uhr zeigt auf Suppe, Rüben und Kartoffeln.

Nicht nur Seele, Geist und Drang zur Tätigkeit haben sich in Geduld zu fassen; Geduld wird auch dem Magen abverlangt. Zwei Dinge wenigstens sind uns ausreichend gewährt, Brot und Licht. Und auf der positiven Seite steht die Gewissheit, vor Fliegern und Granaten gesichert zu sein, *das gefährliche Schlupfkapitel hinter uns gebracht zu haben.*

Ich sehe mich noch im Jänner 45 am Schreibtisch sitzen - die Augen auf dem Papier, die Ohren witternd : bewusst und unbewusst schätzten sie jeden Laut. Kam das Rollen und Kurvenehmen näher, so *legte* ich die Arbeitsbrille ab, um die Augen vor Splintern zu schützen so *kindlich* handeln wir.

~~Dieser von Hitler umgebenen Diktators, was die bösen gele~~
~~genen nicht zögert, niemand für unflüchtigens Götter. Kiro Dem~~

OTTO FLAKE:

IM SPIEGEL 3

Die während der Hitlerzeit hinausjagen und die wiederum, die ausharsten — dieses Thema zieht seine Kreise weiter. Das ist verständlich: wir sind in der Periode der Gewissensbefragung, der Verrechnung mit uns selbst und andern.

Max Planck, dem Entdecker der Quantentheorie — die der Kernphysik, dem Problem der Atomzertrümmerung den Weg geebnet hat — bestätigt die Tägliche Rundschau in Berlin, daß er „zu den unbestechlichen Männern der deutschen Geistesgeschichte gehört.“ Planck, mit Einstein befreundet (Klavierspieler er, Geiger dieser) hat Deutschland nicht verlassen, vielmehr weiter gelehrt. Wenn der von Thomas Mann angelegte Maßstab der einzig richtige wäre, hätte auch Planck keinen Anspruch, sich darauf zu berufen, daß jeder das Recht besitzt, nach seinem besten Wissen zu bestimmen, wie er sich verhalten soll.

Als der nichtarische Haber starb und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ihm eine Würdigung schuldig war, untersagte der Kultusminister Rust seinen Beamten, an der Feier teilzunehmen. Planck hielt sie gleichwohl ab. Ich darf eine Analogie erwähnen. 1934 verschied S. Fischer, der Verleger Hauptmanns, Ibsens, Schnitzlers, Manns und vieler anderer — kein Vertreter des Buchhändlerbörsenvereins sprach an seinem Grab. Die Autoren des Verlages füllten ein Heft der Neuen Rundschau mit Gedenkaufträgen, es standen mannhafte Worte zu Ehren eines Juden darin. Es fanden sich immer unerschrockene Leute, die wußten, Goebels nehme in seinen Akten Vermerke vor . . .

Hermann Hesse, der schon vor 1933, um der unbelehrbaren Geistesverfassung seiner Landsleute zu entgehen, die deutsche Staatsbürgerschaft mit der schweizerischen vertauschte, hat im Septemberheft der Schweizer Rundschau Betrachtungen angestellt, die jetzt bei uns durch die Blätter laufen. Was er da sagt, hebt sich wohlthuend ab von dem, was Thomas Mann zweimal geäußert hat.

Hesse spricht von den Intellektuellen, die daheim blieben und keine Nazis waren. „Diese Menschen nun, von denen ich glaube, daß sie zur Zeit die leidgeprühtesten, reifsten und weisesten in Europa sind, haben teils bewußt und willentlich, teils unbewußt und instinktiv versucht, sich völlig von allem Nationalismus zu befreien.“

Zuletzt gibt Hesse diesen Freunden in Schwaben den Rat, den Wahn des Nationalismus vollends zu durchschauen: „Wenn ihr diese Entwicklung in euch vollzieht, werdet ihr über das deutsche Volk und die Kollektivschuld noch ganz andere Worte, dann werdet ihr jede Beleidigung oder Provokation ganzer Völker lesen oder anhören können, ohne euch im mindesten mitbetroffen zu fühlen.“

Ein guter Rat. Alles geht vorüber, auch der Zwang, Rede zu stehen. Jedoch, ausweichen darf man ihm nicht; das Unglück haben wir ja in der Tat über uns und die Welt gebracht. Um die Einsicht, die Zustimmung, die Einkehr sollen wir uns nicht drücken. Zuletzt dann erledigt sich jede Schuld.

Voreilige erklären, die Schuld sei schon heute erledigt, wir seien quitt — die Leiden, die über die Deutschen nach dem Waffenstill-

terer Aussage, es bestehe kaum noch eine Bindung zwischen dem deutschen Menschen und dem europäischen Kulturerbe, begegnen wir am besten mit der von Hesse empfohlenen Gelassenheit. Es wird sich alles erst zeigen.

In einem, an dieser Stelle veröffentlichten Aufsatz „Die beiden deutschen Literaturen“ machte Alfred Döblin darauf aufmerksam, daß eine Reihe von Büchern, die im Krieg draußen geschrieben wurden, die Eingliederung erwartet. Ein Dutzend Jahre lang gab es zwei Literaturen deutscher Zunge, und die der Emigranten beansprucht, die frischere, freiere, energischere zu sein.

Das ist selbstverständlich, denn diese Schriftsteller unterstanden keiner Aufsicht, keiner Lenkung, keiner Instanz im Ministerium der Propaganda. Wenn aber Döblin für die in der Heimat erschienene Literatur einen neuen Begriff prägt — es seien Werke des Eskapismus, der Ausweichung — möchte ich doch sagen, das Wort ist unschön, wir wollen es uns nicht zu eigen machen; auch sachlich entsteht ein falsches Bild.

Gewiß, wir, die im Lande blieben, konnten bestimmte Ideen oder Themen nicht behandeln. Wir konnten es nicht direkt; Prägnanzen wie die Menschenrechte hätte man uns gestrichen. Wilhelm Hausenstein stellt in einem Münchner Blatt eine Liste von Werken, meist geistesgeschichtlichen zusammen, die in der Nazizeit erschienen und so geschrieben waren, als gäbe es keine Nazidirektiven. Es ist eine stattliche Liste, die den angeblichen Eskapismus widerlegt.

Worauf kam es in den zwölf Jahren an? Zu warten; das Geisteserbe zu verwalten; die Überlieferung wachzuhalten. Daß bei diesen Veröffentlichungen die anklägerischen fehlten, ist nicht von Belang, wenn die Einkehr bei uns selbst nachgeholt wird — ich zweifle nicht daran.

Die Emigranten kehren zurück; die Heimat hat das Primat. Für einen Augenblick erabt sich eine Literatur, die aus einem konservativeren und einem radikaleren Flügel besteht; aber diese beiden Richtungen haben sich auszugleichen, und fortan ist Deutschland selbst wieder Ort und Mittelpunkt der Hervorbringung; es liquidiert den Auslandsposten, der für eine gewisse Zeit notwendig war.

Eine Selbstbezichtigung, wir seien Eskapisten gewesen, darf man nicht erwarten. Ich möchte davor warnen, damit wir uns nicht noch weiter zerfleischen, um des Kaisers Bart.

Leibarzt I

Der Spritzendoktor — Sir Flemings Entdeckung
Der geprellte

Professor von Hitlers Gnaden

Im Hause Kurfürstendamm 216, Berlin, befindet sich im Hochparterre ein eleganter Schnelersalon. Etwa um die Mitte des zwölfjährigen Reiches fand dort ein erregtes Gespräch statt. Der Direktor einer chemischen Fabrik zeigte

verursachten auf. In dieser Form ist die Verrechnung nicht richtig, da sie dazu führt, vom verursachten Leid zu sagen, es lohne sich nicht mehr, dabei zu verweilen. Zuletzt wiegt das Leid hier das Leid dort auf, aber wir sind noch nicht so weit.

Die Frage nach der Haltung der deutschen Intellektuellen beschäftigt die Außenstehenden. Wie ich in der Frankfurter Rundschau lese, schreibt Albert Béguin: „Es gibt in Deutschland keine Gruppe Intellektueller mit länger geistiger oder politischer Tradition. Alles, was auch nur im Ansatz da war, ist durch die letzten Jahre derart aufgelöst worden, daß wirklich kaum noch eine Bindung zwischen den deutschen geistigen Menschen und dem europäischen Kulturerbe besteht.“

Hier werden, sehr zum Schaden der Verständigung, die geistigen und die politischen Werte miteinander vermischt. Freiheit, Selbstbestimmung, Kontrolle des Staates gehören zu den geistigen Ideen, es ist wahr; aber das Kulturerbe umfaßt auch Kunst, Wissenschaft, Humanität. Von den Deutschen zu sagen, sie besäßen dieses Erbe nicht mehr, ist eine These, die ich zurückweisen darf.

An der Formung des europäischen Kulturerbes waren wir so intensiv beteiligt, daß ein paar Namen genügen — Kant, Schiller, Goethe, Beethoven, Humboldt. Will man ernsthaft behaupten, solcher Adel und solche Verpflichtung gehe im Bewußtsein eines Volkes unter? Dieser Bildungsstrom hat mit energischem Gefälle das ganze neunzehnte Jahrhundert durchflossen, und wenn er in zwölf Jahren des zwanzigsten zu versumpfen schien, so genügt die Überlegung, daß zwölf kurze Jahre eine Hemmung bedeuten, nichts weiter. Die Wasser werden sich wieder vereinigen.

Ich glaube, daß man sich auf Überraschungen gefaßt machen darf — daß die Nation im geistigen Bereich sehr bald eine Fülle von Talenten und Bekennern herausstellt, daß sie auf- und nachholt. Die politische Rückständigkeit läßt sich leichter oder rascher überwinden, als man gemeinhin annimmt. Die Deutschen sind schwer zu erfassen. Man kann sie nicht auf eine Formel bringen, ihr Reichtum an Differenzierungen verbietet es. Man überlege, daß das preußisch-feudalistische System sie nicht gehindert hat, die modernsten Unternehmern zu sein. Politisch lebten sie gewissermaßen noch im Zeitalter der Restauration, aber auf allen andern Gebieten waren sie in der Führung.

Béguin sagt: „Der kultivierte Deutsche ist unfähig, sich zu einer wirklichen Persönlichkeit zu entwickeln; keine inneren Kräfte treiben ihn zum Handeln oder zur Entscheidung, und er gibt unglücklicherweise jedem Druck nach.“ In Deutschland hat man gelernt, Persönlichkeit abseits der Politik zu entfalten. Das Vorbild Goethe wirkte nach — dieser alte Chinese lehrte geradezu, die Teilnahme am Politischen hindere die Formung der Persönlichkeit.

Die Folge war, daß diese Intellektuellen in der Tat dem Druck der Machthaber nachgaben — darin hat Béguin ohne Zweifel recht. Jedoch, dem Druck nachzugeben besaß in zahllosen Fällen den Sinn des Tao: sich beugen, ohne zu brechen, überdauern. Wir sind wirklich nicht ohne weiteres auf einen Knauer zu bringen. Dem kultivierten Deutschen die Persönlichkeit absprechen, berührt uns ungeheuerlich.

in die Schulter hinein steifen Arm, der dick verbunden war. „Das verdanke ich dem verfluchten Spritzendoktor, der hier oben wohnt“ sagte er erbittert.

Der Spritzendoktor war Herr Theo Morell, von Hitler zum Professor gemacht. Er war zweifellos eine der übelsten Arztfiguren Berlins, und das war offenbar der einzige Befähigungsnachweis, der ihn qualifizierte, Hitlers Leibarzt zu werden. Die Kunde von seinen phänomenalen Kuren — er ließ sich für eine Spritze hunderte von Mark bezahlen — lief durch ganz Berlin, und nicht wenige ballten die Faust in der Tasche. Wenn er seine kurpfuscherischen Ambitionen nur an seinen privaten Opfern erprobt hätte, dann möchte es noch gehen; da es sämtlich reiche Leute waren, konnten sie immerhin den Schaden noch reparieren. Aber hier werden tausende von jungen Menschen Leidtragende, und wenn einer, dann gehört dieser entmenschte Askulap-jünger auf die Anklagebank nach Nürnberg. Warum?

Sir Flemings Penicillin

Jeder weiß wohl, daß der Hitler-Aera dem Vernehmen nach die Volksgesundheit über alles ging. Das erfuhr man täglich in der Presse, im Kino und an anderen Orten. Hierzu ein kleiner Beitrag: Wenige in Deutschland werden Kenntnis davon haben, daß der englische Biologe Sir Alexander Fleming eine wichtige Entdeckung gemacht hat.

Jeder weiß, was Schimmel ist. Es ist die volkstümliche Bezeichnung für Hyphomyceten, also Schimmelpilze, die vielen Familiengattungen und -ordnungen angehören. Manche sind Krankheitserreger, deren Invasion ins menschliche Gewebe Eiterungen verursacht. In dieser Beziehung handelt es sich am häufigsten um die Aspergillarten.

Wo befinden sich unser

Rennes, Achtsink, Friedrich Brey/Koblentz 1405 170; Albert, Albin, Gerchshelm/Bd. 1309 395; Alef, Jakob, Bonn-Dransdorf 1314 411; Altenhofer, Johann, Baumholden 1309 412; Armbruster, Reinh., Reutlingen 1309 451; Albiez, Johann, Hornberg/Spechingen 660 065; Amann, Willi, Gaertringen/Böblingen 860 080; Andres, Georg, Darmstadt/Arheilgen 860 670; Adler, Kurt, Karlsruhe 1324 136; Albrecht, Josef, Wehningen/Tuttlingen 1324 142; Aul, Franz, Leinheim/Main 1324 133; Adam Philipp, Saarbrücken 1324 347; Aschenbach, Walter, Heidelberg 1313 988; Altmaier, Alois, Saarbrücken/Brebach 1324 136; Andres, Rudolf, Weinolsheim/Rhein 1312 098; Adam, Nikol., Kleinbittersdorf/Saarl. 1312 340; Austgen, Franz, Rech/Kr. Merzig 1312 102; Acker, Wilhelm, Steinport/Bielenkopf 1322 325; Adrian, Kurt, Neunath/St. Goar 1317 835; Antoni, Karl, Bensheim/Bergstr./Hessen 1322 888; Amann Josef, Ravensburg/Württb. 1314 195; Ausbach, Helmut, Sprendlingen/Offenbach 1312 691; Amend Theo., Mühlheim/Rheinland 1312 096; Anton, Emil, Wittlich/Trier 1317 905; Arnold, Egon, Stuttgart, 1314 428; Auer, Rudolf, Baden-Baden 1314 435; Acker, Bernhard, Limburg/Lahn 1317 341; Achermann, Georg, Wiesbaden 1317 842; Adolph, Ernst, Heidelberg 1317 853; Adolph, Jakob, Daun-Gmünden 1317 854; Albert, Anton, Wiesbaden 1317 864; Albert, Paul, Obermoschel

I M S P I E G E L

von Otto Flake

Alles, was die Asra Hitler der Nation hinterlassen hat, ist schwer tragen -am schwersten der Verlust unserer *moralischen Gesinnung*. Wir sehen uns einer Tatsache, einer Überinstimmung der anderen Völker gegenübergestellt.

Dass Deutschland das mörderische Treiben duldete, fällt weniger in Gewicht, da ja die meisten nur Unbestimmtes wussten und das Attentat v zwanzigsten Juli auf einen Versuch zur Selbsthilfe verweist. Ins Gewicht fällt, dass unser Volk eine solche Galerie von Verbrechern, eine so schauerlich kalte Philosophie, eine so grosse Zahl von Ausführenden, Henkern, Mitwissenden und Duldenden überhaupt hervorbringen konnte.

Wohl hört man öfter, dass unter denselben Umständen -wenn nämlich erst einmal eine Diktatur aufgerichtet sei -auch in den Demokratien die gleichen ~~xxxxxxxx~~ Brutalitäten sich ereignen würden, ~~xxxxxxx~~ die gleichen Phänomene des Massenwahns. Aber sie haben sich nicht ereignet es kam oder kommt dort nicht so weit, und das ist der Unterschied. Unser Ruf ist mit einer Hypothek belastet, die nach Generationen noch nicht *ruht* sein wird.

Es bedeutet heute kein Vergnügen, ein Deutscher zu sein - wenn man sich zu jenem Deutschland rechnete, das durch seine Leistungen, seinen hohen Stand, seinen geistigen und menschlichen Rang angesehen war. Ob mit oder ohne Berechtigung, praktisch gilt für jeden in diesem Land, dass er als Paria *gewertet* wird.

Alles im Leben beruht auf Gegenseitigkeit: so auch das Verhältnis d Einzelnen zum Staat. Gibt mir der Staat oder die sogenannte Volksgemein so oft nichts, was mich fördert, verlangen sie ~~xxxxxxxx~~ einseitig die Hingabe von Blut und Gut, den Verzicht auf Freiheit und Würdegefühl von mir, so brauchen sie sich nicht zu wundern, wenn ich meinerseits frage, was ich davon habe, heute ein Deutscher zu sein.

x
x x

nische Landwirtschaft ein: fort mit ihr, damit wir Arbeiter bekommen, die überall als Sklaven ^{an} eingesetzt werden können.

Die Generale (nicht wir) wussten um die Befehle, Russland, Frankreich und den Rest auszuplündern, und schlimmer noch, was in den Lagern zur Vernichtung von Millionen Leben geschah. Die Gesamtschuld der Deutschen besteht darin ein System ermöglicht zu haben, das eine derartige Scheidung zwischen geleiteter Masse und lenkenden Egoisten gestattete - eine derartige Verdichtung der Macht auf einen Alleinherrscher und seine willigen Trabanten.

x x x

Die Masse - das bessere Wort lautet das Volk - büßt durch namenlose Leiden; jeder Tag trägt neue und grässliche Einzelheiten zu. Aber es ist nicht damit getan, sich über das Leid zu entsetzen; auch das Geschehene will begriffen sein, und das Geschehene bildet unsere Schuld. Wenn man sich ein Führer gibt, hat man auch zu fragen, wofür er denn nun die führte, die ihn ~~als den größten Mann aller Zeiten ansahen.~~ Ich bedauere sagen zu müssen: viele von uns ~~xxxxxxx~~ ^{decken} recht bequem, sie wollten über diese unangenehmen Dinge nichts hören, sie halten sich die Ohren zu.

^{ist} ~~xxxxx~~ einem Ruck an die Spitze gestellt, erzeugte der Führer eine Art Ekstase - weniger durch seine Persönlichkeit (er hatte keine) als durch die Vereinigung aller Macht in seiner Person. Er wirkte wie ein um sechshundert Jahre verspäteter Flagellant, ein Heiliger des Unheiligen, des sterilen Bösen. Dass er so grosse Gewalt über die Weiber gewann, gereicht nicht zum Ruhm der Frauen, aber unverzeihlicher ist, dass die einzigen, die ihn hätten lahm legen können, indem sie sich nicht zur Verfügung stellten die engeren Mitarbeiter, ihre Bedenken ^{nicht drückten} ~~aus~~ - die Generale, die Ressortminister, die Berater, um es ~~commiss~~ zu sagen.

Die Schuldfrage versagert sich so auf die, die tatsächlich am Ruder waren, Marschälle und Industrielle, Bankleute und Unternehmer - und sie ertert sich alsbald wieder, sobald man die Exekutive ins Auge fasst: diejenige nämlich, die an den armen Opfern die Folters, die Morde, die grässlichen Reaktionen beging, ohne Mitleid, ohne Revolte des Gefühls. Dies Tausende von stumpfen, gemeinen Gehilfen hervorgebracht und gestellt zu haben, auch das ist deutsche ~~Volk~~ Schuld.

x v v

Ein Luzerner Blatt berichtet von einem neuen Buch Ernst Wiescherts, das unter dem Titel Der Totenwald in der Schweiz erscheine, und von einer Unterredung, worin dieser Schriftsteller erklärt habe, die Erlebnisse im Lager von Buchenwald hätten ihm den Glauben an Gott gekostet.

Eine Ausserung dieser Art besagt, dass einer keinen Sinn mehr im Geschehen findet. Er könnte es auch so ausdrücken: Geschehete und Fortschritt sind ohne Wert. Diesem Pessimismus begegnet man nicht durch die Gegenversicherung, dass Besinnung auf den gesunden Optimismus das Heilmittel sei. Sich auf etwas besinnen heisst, erklären, dass nur verirrtes Denken ihm untreu werden könne. So einfach verhält es sich mit dem Optimismus nicht.

Der Pessimismus sieht tiefer als er; noch mehr, nur der Pessimismus sieht tief. Und wenn die Zustände so beschaffen sind, dass der Mensch in die Tiefe geht, dann ist ^{Konsequenz} legitime Pessimismuszeit. Dem Menschen ist in einem bestimmten Sinn tatsächlich nicht zu helfen: da er das Schöne, Gute, Hohe, das mit so viel Anstrengung erworben wurde, nicht festhalten kann.

Kaum hat der Einzelne sich einen Schatz von Einsichten erworben, so nimmt er ihn mit ins Grab. Die Erfahrungen des Einzelnen sagen der Masse nichts, die Masse sinkt ins Gewöhnliche ab. Die Blütezeiten des Geistes unterstehen demselben Gesetz wie die Pflanzen, sie welken. Wohl kristallisieren sich die edlen Werte - Menschenrechte, Freiheit, Würde - in langer Entwicklung aus; aber sie rascher verlieren sie den Impuls und halten ein paar Generationen später den Niedergang, die Zerfleischung, den Krieg, die Barbarei nicht auf. [Wie schwer fiel es den Deutschen, eine einseitige Nation zu werden - als sie es waren, taten sie alles, um Geltung, Machtstellung und das köstlichste Gut, die Selbstverfügung, zu verlieren. Wie lange dauern die seelischen Erschütterungen nach einer Katastrophe wie unserer an? Der Pessimist erwidert, mit Recht: sehr kurz.]

Nur auf pessimistischer Grundlage lässt sich eine verlässliche Leere vom Optimismus aufbauen. Anrufung der Vernunft, Wille zur Ordnung und Gestaltung, Bejahung des Lebens sind ^{gewollte} Gegenideen, Bekanntschaft zum grossen Trotzde. Das Geschehen hat genau so viel Sinn, die Welt genau so viel Gerechtigkeit,

Gott genau so viel Wirklichkeit, wie der Mensch zu bejahen sich bereit erklärt.

Uns heute obliegt nicht, durch die Beschwörung des Nationalismus den Fortbestand der Nation zu sichern; uns / obliegt, zerrüttet und gelähmt und freudlos, wie wir sind, den Sinn, der sich dem Leben geben lässt, zurückzufinden. Arbeiten und nicht verzweifeln, hat der alte Carlyle im Anlehnung an ein Goethewort gesagt; ordnen und nicht verzweifeln, Sinngebung und Wertfestsetzung, so wandeln wir am besten diese Maxime heute ab.

Amerikanische Astronomen, wird gemeldet, planen mit Hilfe der Radarwellen, die den Kontakt mit dem Mond ermöglicht und die über der Erde lagernde Wolkenschicht durchstoßen haben, die weiter entlegenen Himmelskörper zu erforschen, den Mars zum Beispiel oder die Venus, die sich in einen bisher undurchdringlichen Dunst hüllt. Auch hofft man einem unbekanntem Signal auf die Spur zu kommen, das seit Jahren beobachtet und von Empfangsgeräten aufgenommen wird; es scheint im Zentrum der Milchstraße seinen Ursprung zu haben.

Wenn das Signal aus der Milchstraße nicht ein Irrtum ist, wohnen dort Lebewesen, die uns zum mindesten insofern überlegen sind, als sie stärkere Radarapparate bauen. Vielleicht reichen selbst ihre Teleskope nicht aus, um die um einige Millionen Lichtjahre entfernte Erde auch nur als Pünktchen zu erkennen.

Ob es sich um menschenähnliche oder ganz anders geartete Geschöpfe handelt, weiß niemand. Was wir da hören, kommt gerade zur rechten Zeit, um uns von unserem Elend etwas abzulenken — von einem Teilgeschehen, neben dem es noch das im Kosmos, im Ganzen gibt. Organisches Leben auf der Erde allein, das bedeutet vielleicht nur eine Zufälligkeit. Ausdehnung auf andere Planeten, auf andere Sonnensysteme in der ungeheueren Milchstraßenweite, das erleichtert die Frage nach dem Sinn.

„Die unglücklichste aller Situationen, in die ein Machthaber geraten kann, ist die, daß er weder den Frieden anzunehmen noch den Krieg fortzusetzen vermag. In diese Lage gerät, wer seine Kräfte maßlos überschätzt. Soll ein im Kriege befindliches Volk jeden Gedanken an Frieden fallen lassen, so gibt es kein besseres Mittel, als das Volk zu schweren Verbrechen gegen den zu zwingen, mit dem der Friede nicht zustande kommen darf. Die Furcht vor Strafe, die das Volk verwirkt zu haben glaubt, wird es von jedem Gedanken an Frieden ohne Sieg abbringen.“

Wer das gesagt hat? Der alte Machiavelli, vor vierhundertundeinigen Jahren. Eine andere seiner Sentenzen, die uns an Jüngstgeschehenes erinnern, lautet: „Das Schicksal macht den Machthaber blind, wenn es nicht will, daß er sich seinen Absichten widersetzt. Das Schicksal stellt, wenn es große Zusammenbrüche plant, Männer an die Spitze eines Staates, die den völligen Zusammenbruch beschleunigen.“

Der Florentiner sagt auch: „Für jeden, der die Macht in einem Staate erobert hat, besteht das beste Mittel, sie zu sichern, darin, daß er von Anfang an alles neu gestaltet, die Einteilung des Staates, die Ämter, die Bezeichnungen, die Machtbefugnisse; er muß die Armen reich machen und die Besitzenden ausplündern. Diese Mittel sind grausam und lebensfeindlich; gleichwohl muß der, welcher den Weg zum Guten nicht gehen will, zu diesem Übel greifen, wenn er sich an der Macht halten will.“

Die Macht hat ihren eigenen Logos. Sie entsteht überall unter denselben Gesetzen und zeitigt dieselben Haltungen. Eben deshalb, angesichts dieser Zwangsläufigkeit, ist beim Machthaber nicht Persönlichkeit das Wichtige. Er besitzt nur die Stoßkraft des primitiven Triebes.

Keinem Preisausschreiben würde es gelingen, Hitler, Göring, Himmler und diese subalternen Landsknechtfiguren, die Marschälle, zu Persönlichkeiten zu steigern. Persönlichkeit beruht darauf, daß das Ethos am Aufbau des Charakters positiv beteiligt ist. Wird es negiert, so treten nicht Ausnahmaturen, sondern Ausfallserscheinungen auf.

Göring gefiel sich vor und in Nürnberg darin, die Rolle des letzten Renaissancemenschen

zu spielen. Nun, damit ist die Renaissance endgültig abgetan; Maskeraden und Mannequinheroen ekeinen uns an. Dreihunderttausend Mark hat Görings Marschallstab gekostet: in Amerika endete er als Museumsstück.

Auswärtige Zeitungen beschäftigen sich mit dem Fall eines SS-Mannes Lang, der seiner Aburteilung entgeht, weil er im Lager Mauthausen mit besonderer Roheit mordete und quälte, danach aber sich die Hände wusch (oder auch nicht), die verzerrten Züge glättete und am Sender Klagenfurt den Kindern bald lustige, bald gemütvollte Geschichten erzählte, als der geliebte Märchenonkel.

Es fiel diesem Mann nicht schwer, sich zu teilen. Zwei Triebe, der brutale und der sentimentale, kamen zwei Feldern gleich, die zu bestellen waren, und das tat er, mit Hingabe und Geschick. Die ganze Kunst bestand darin, sie säuberlich zu scheiden — jeder hatte seine Zeit. Das ist ja das Besondere und Wunderbare am Menschen, daß er die unvereinbarsten Gegensätze überspannen kann. Einmal in der Woche die blutige Arbeit da draußen unterbrechen, um für zwanzig Minuten im Land des deutschen Märchens zu weilen — das kann man doch, ich bitte Sie. Und wenn man vielleicht im Lager jüdischen oder tschechischen Kindern das Lebenslicht ausgeblasen hat, braucht man bei denen der eigenen Rasse sich doch nur darauf zu besinnen, daß sie etwas Anderes und Besseres sind.

Da reden sie vom Ethos, als ob das eine absolute Forderung sei. Vom Führer, der alles geregelt hat, wurde ja festgestellt, wo und wann und wem es zu bewilligen ist. Ein guter Nationalsozialist denkt nicht nach, er gehorcht, und der Lohn besteht darin, daß er so vielseitig sein darf. Und gerade, was die Kinder betrifft, hat der Führer selbst gezeigt, wie man es halten soll.

Wenn er nach Bayreuth kam und Frau Winifred Wagner, die Schwiegertochter des großen Richard, besuchte, ging er ins Schlafzimmer der Kleinen, weckte sie behutsam auf und begann, an ihren Betten sitzend, Märchen zu erzählen, der liebe Onkel auch er. „So gut war Hitler“, erklärte Frau Winifred einem amerikanischen Soldaten, „und ich weigere mich, die anderen Geschichten über ihn zu glauben“.

Die anderen Geschichten, das sind die Greuel. Aber ganz wie es dem SS-Mann Lang ein Leichtes war, die Mörderstunden mit den Schneewittchen-Stunden zu vertauschen, so genoß auch der Kinderfreund Adolf den Film, der ihm zeigte, wie nach seinem Befehl der Marschall Witzleben und die neun andern nackt am Fleischerhaken sich bäumten. Ich erzählte diese Geschichte hier neulich; inzwischen hat mir jemand, der Bescheid weiß, berichtet, daß die beiden Filmoperateure, die von jener Henkerszene Großaufnahmen machten, nicht durchhielten: sie erbrachen sich, und man holte neue.

Warum gingen sie darauf ein, etwas so Abscheuliches zu filmen, ließe sich erwidern. Das ist leicht gesagt. Sie waren Filmleute und wurden nicht lange gefragt. Ein Staat hat immer irgendeine Form, und wenn sie auch manchem nicht gefallen mag, so übt doch das in ihr verkörperte Machtssystem einen Zwang aus, dem sich keiner, der arbeiten will, entziehen kann.

Der Ingenieur, der Fabrikant, der Beamte, der Arzt, der Dozent können es sich nicht leisten, abwartend zur Seite zu stehen. Sowohl die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, wie der Betätigungstrieb untersagen es ihnen. Wird einer zur Arbeit nur zugelassen, wenn er den Kotau macht, dann macht er ihn eben.

Jeder, der die zwölf Jahre der Hitlerzeit im

zugebracht hat, sah sich einmal in einen fatalen Gewissenskonflikt gedrängt: unbehelligt ist keiner davon gekommen. Ich muß das selbst bestätigen.

Anno 33, ich weilte gerade in Berlin, legte mir mein Verleger (er war Jude) einen Zettel vor: den habe er wie die anderen Verleger auch vom Propagandaministerium erhalten mit der Aufforderung, ihn den Autoren zuzuleiten. Es handelt sich um eine Loyalitätserklärung, sagte der Verleger, Sie erweisen mir einen Dienst, wenn Sie unterschreiben, und erweisen ihn sich selbst, denn Sie vermeiden die Schikanen, die nicht ausbleiben, falls Sie ablehnen — es ist eine Formalität; der Staat verlangt von Leuten, die er vielleicht als unsicher ansieht, die Zusage, daß sie nichts gegen ihn unternehmen.

Ich erinnere mich noch meiner mit einem gewissen Zynismus abgegebenen Antwort: unter Wölfen muß man wohl mitheulen, unter Heilhitlersagern mitheilen. Ich unterschrieb, wie 87 andere. Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Goebbels verwandelte die Loyalitätserklärung, die jeder nur für seine Person abgegeben zu haben glaubte, in ein Manifest der Intellektuellen: er faßte alle Namen zusammen und übergab sie der Presse.

Zwar habe ich, worauf es ja wohl ankommt, nie eine Zeile geschrieben, die man als Bejahung der nationalsozialistischen Weltan-

schauung auslegen könnte; aber meinen kleinen Flecken hatte ich nun auch. Ich vergaß ihn völlig, wurde ihn neulich gewahr und halte es für richtig, selbst darauf hinzuweisen, zur gefälligen Benutzung.

Manche haben bedenklichere Papiere unterzeichnet, aber auch sie können zur Entschuldigung anführen, daß man zum mindestens in jenen frühen Zeiten noch nicht wußte, was da kommen werde. Ich glaube, daß damals viele der Empfindung nachgaben, die ich oben Zynismus nannte — einem Achselzucken gegenüber dem Zwang. Sie griffen an die Krempe und grüßten den Geßlerhut, um damit die Unbelästigung zu erkaufen. Mit anderen Worten, sie übten den Vorbehalt, und darüber wird, wer das Leben kennt, nicht zu streng denken. Im Leben läßt man zweimal zwei oft fünf sein. Der Ethiker kann es nicht billigen — aber er muß in Betracht ziehen, daß nicht immer Ethoszeit ist.

Manchmal kommt sie; aber sie kommt nachträglich, und dann wird, wiederum nachträglich, alles zum Vergehen. Die Pharisäer haben nun das Wort. Würde man sie unter die Lupe nehmen, so ergäbe sich, daß auch sie in den zwölf Jahren irgendwie unterschlupfen mußten. Zuletzt ist wichtig nur, daß wieder ethisch geredet wird. Den Mitläufern mag es eine Lehre sein, die Aktivisten haben einzustehn.

In denen er sich zu einer durchdrang. Sie sind von C. legien, die sein Vaterland und und 19. Jahrhunderts erschuckt und stehen in ihren di einem merkwürdigen Kontrast ohgetöntes Früharbeiten, die Szenen aus dem spanischen neue, revolutionierende, von so abweichende Ausdrucksform deutlichsten in seinem „Kartagenensern“, der „Inquisitoren“ in dem Gemälde „Die Morgengrauen“.

Als mit Ferdinand VII., der den spanischen Thron bestieg, die starke Reaktion einkehrte und man nach mittelalterlichem Vorbild zog sich Goya, der stets ein Liebling, angeekelt vom Hof, nach Haus am Manzanares zurück, sein Amt als Direktor der Akademie Fernando, zu dem man ihn 1787 nieder. Er vertauschte den Vertrag gültig mit der Radiernadel nach Einfall und Laune ein von Radierungen, die ebenso volle Technik wie durch lebendige Auffassung fesseln. In ihrer bitterer Satiriker die politische und gesellschaftlichen Zustände eine der bekanntesten Sammlungen Titel: „Die Schrecknisse des

So sehr verleidet wurde ihm an der er einst mit glühender Ausdrucksform er einen Teil seiner Kräfte empfangen hatte, daß im hohen Alter verließ und in Frankreich übersiedelte. Anschloß er in Bordeaux für immer. Einem zweigesichtigen Janus Goya in der Wende der Zeit gewandt schaute er auf den Nationalismus, vorwärts wies er auf das Jahrhundert der Aufklärung, und der Freiheit. Er durchbrach der alten Schule und löste sie lieferten künstlerischen Anstöße er den Weg zu einem neuen, der ahnen ließ, daß nach ihm neuen Bahnen um ewige Geistesweiterungen würde.

Eberhard

n / Von Anton Fendrich

behütetem Leichtsinne. Man sei Gesellschaft an, in der der Quell was für Temperamente

Die Zeitungen melden: „Vor einiger Zeit hätte Emil Ludwig in Amsterdam einen Vortrag über die Frage von Schuld und Sühne der Deutschen halten sollen. Die Amsterdamer Presse erinnerte an einen vom gleichen Emil Ludwig ebenfalls in Amsterdam gehaltenen Vortrag über die Rechtfertigung des Überfalls auf Abyssinien. Daraufhin zog es Ludwig vor, seinen Vortrag angeblich wegen Krankheit abzusagen“.

Und eine Newyorker Wochenschrift enthüllt, daß C. G. Jung, der bekannte Psychologe, der voriges Jahr alle Deutschen verwarf, da alle in Hitlerschen Auffassungen dächten, 1934 sich in der Neuen Zürcher Zeitung so vernehmen ließ: „Meines Erachtens ist es ein schwerer Fehler der bisherigen medizinischen Psychologie, daß sie jüdische Kategorien unbedenken auf den christlichen Germanen anwandte; damit hat sie das kostbarste Geheimnis des germanischen Menschen, seinen schöpferisch ahnungsvollen Seelengrund, als kindisch banalen Sumpf erklärt. Diese Verdächtigung ist von Freud ausgegangen. Er kannte die germanische Seele nicht. So wenig wie alle seine Nachfolger sie kannten. Hat die gewaltige Erscheinung des Nationalsozialismus sie eines Besseren belehrt?“

Es hat etwas Wohltuendes, festzustellen, daß keiner sich auf dem hohen Pferd behauptet. Ex cathedra zu sprechen, ist nicht so leicht, man muß dazu berufen sein; und wer berufen ist, zieht vor, nicht den Bannstrahl zu schleudern, weil er weiß, wie schwach Menschen sind.

Emil Ludwig fühlte sich geschmeichelt, weil Mussolini Unterhaltungen mit ihm pflegte, und er reiste alsbald herum, um Lanzen zu brechen für die italienische Kulturmission. In Wahrheit hat mit dem Überfall auf Abyssinien das Unglück seinen Anfang genommen. Der Demokrat Ludwig hätte besser getan, nicht nach Rom in Audienz zu gehn.

Jung wiederum, der so streng von den Deutschen spricht, belegt durch jene Äußerung von 1934, daß der deutsche Tiefsinn in ihm selber steckt, in seinem schöpferisch ahnungsvollen, germanischen Seelengrund. Bei den Manen Voltaires und Lessings, wie befreiend ist doch Ironie.

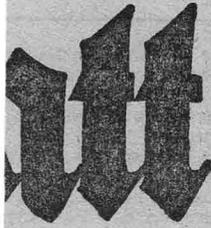
Neuestens hat derselbe Emil Ludwig sich dahin ausgesprochen, daß den Deutschen jede Auslandsreise und die Erörterung der sie betreffenden Verfügungen zu verbieten sei. Er wünscht ganze Arbeit, er will die Methoden des Hitler-Systems auch in Zukunft über die Deutschen verhängt sehn. Die Demokratie für uns, nicht für sie, erklärt dieses enfant terrible von fünf- und sechzig, das nicht weiß, wer den Schaden, der aus derartigen Shylockforderungen entsteht, zu tragen hat.

Penicillin wird nun auch, wie die Heidelberger Hautklinik meldet, deutschen Patienten zur Verfügung gestellt. Ich würde mich nicht wundern, wenn Emil Ludwig gegen diesen Entschluß gleichfalls Einwendungen erhöbe.

Im Schwäbischen Tagblatt wirft Franz A. Bundschuh die Frage auf: „Was ist national?“ und führt aus:

„Die von uns noch Ehre im Leib haben, schämen sich; aber viele schämen sich nicht oder schon nicht mehr, und diese nennen sich national. Ihr überzartes Nationalgefühl kommt daher, daß sie keine wirkliche Nationalehre besitzen, daß sie den Mangel daran im Unterbewußtsein empfinden und gegen alles so empfindlich sind, was an diesen Mangel rührt.“

Das ist eine gute psychologische Erklärung. Nationalismus verrät sich durch Überempfindlichkeit, die ihrerseits Mangel an Sicherheit bedeutet. Wenn mein nationales Gefühl in Ordnung ist, gehe ich sachlich und aufgeschlossen auf Probleme wie die Schuldfrage ein. Daß wir ein falsches Verhältnis zur Idee des Staates hatten oder haben, daß wir unreif sind oder waren, darin besteht unsere Schuld. Wer sich der Erörterung solcher Dinge versagt, steht dem In-



Badener Anzeiger

Bezugspreis: Monatlich durch die Träger 1.20 RM einschließlich Trägerlohn Einzelnummer 15 Pfennig
Durch die Post, einschl. Zustellgebühr 1.44 RM
Abbestellungen können nur bis zum 25. des Monats erfolgen. Fernruf Verlag
Geschäftsstelle Nr. 155c
Schriftleitung Nr. 212c

Morgenzeitung

2. Jahrgang

Otto Flake:

Das erste Jahr

V III

10. IV

Am 12. April 1945, einem Donnerstag, wurde Baden-Baden von den französischen Truppen besetzt. Zwölf Monate, in denen wir die ersten Erfahrungen mit den neuen Zuständen machten, liegen hinter uns.

Wir mußten viel lernen — vor allem, wie es einem Land ergeht, das es aufs Äußerste ankommen läßt, nicht rechtzeitig die Waffen streckte und auf Gnade oder Ungnade sich ergeben hat. Die Badener dachten naiv, mit dem Ende der eigentlichen Kriegshandlungen träten gewissermaßen automatisch die Friedensverhältnisse ein.

Die Einwohner einer Stadt, die glimpflich davongekommen war, machten sich keine richtige Vorstellung vom Ausmaß der Zerrüttungen im Reich, noch weniger aber von den Leiden, die auch Frankreich tragen muß. Der Hinweis auf diese, oft wiederholt, machte sie ungeduldig, und sie begriffen nur langsam, daß die große Not eine gesamteuropäische ist.

In fünf, in zehn Jahren werden wir besser verstehen, daß die erste Nachkriegszeit noch zum Krieg selbst gehört, das Maximum der Wirkungen bringt. Ein Krieg wird nicht abgestoppt, er läuft oder schwingt sich aus. Ohne an unseren Nöten etwas beschönigen zu wollen: sie sind natürliche Folgen, und es bleibt nichts übrig, als auch durch sie wie ein unvermeidliches Kapitel zu gehen — mit der Hoffnung und sogar der Gewißheit, daß es, obwohl nur langsam, doch besser werden wird.

Auch das darf man sagen: wir hätten es schlimmer treffen können. Alles in allem bedeutet es ein Glück, von einer Macht besetzt worden zu sein, die unserem Kulturkreis angehört. Wohl sind wir, bevor der Friede geschlossen ist, recht- und schutzlos im verfassungsmäßigen Sinn, aber nicht praktisch, wenn man bedenkt, wie Schutzlosigkeit bei voller Willkür aussehen kann.

Die Ausquartierungen sind nicht angenehm, jedoch auch keine Dragonaden. Wir gehen unbehelligt durch die Straßen, und die Sicherheit zum mindesten der Person gehört zu den Gewisheiten.

Es liegt in der Vorläufigkeit der Zustände, daß die Bilanz des geistigen und künstlerischen Lebens sich positiver als die des wirtschaftlichen ausnimmt. Theater, Konzerte, Vorträge, Ausstellungen, Unterhaltungen in Gang zu bringen, fällt leichter, als Brücken und Fabriken wiederherzustellen oder die Zufuhr zu regeln. Ein gerechtes Urteil über die neue Ära wird erst möglich sein, wenn Politik, Wirtschaft, Kultur in der richtigen Reihenfolge laufen; die beiden ersten haben ohne jeden Zweifel den Vorrang.

Wahr ist, man konnte ein Jahr lang in kein Café oder Speisehaus gehen, jedoch in eine Fülle abendlicher Darbietungen. Die Versorgung mit Spargeln wird auch dieses Jahr zu wünschen übrig lassen; die Buchproduktion läuft immerhin an, Zeitungen und Zeitschriften erscheinen. Man muß in Zeiten wie diesen das Gute nehmen, wie es sich bietet. Viel Geduld ist nötig, wir sind an sie gewöhnt. —

Das Jahr hat reiche Erfahrungen auch dem gebracht, der die seelischen und intellektuellen Vorgänge im eigenen Volk beobachtet. Geborene Demokraten gibt es überall, so auch bei uns. Aber für die Mehrzahl ist Demokratie noch ein Importbegriff. Als sie nach 1918 zum Deutschen kam, war sie eine alte Dame, der Reize bar — nicht mit ihm hatte sie ihre Jugendjahre ver-

Wann?

lebt, nicht für sie hatte er sich entflammt. Man könnte 1848 einwenden; doch galt sein Enthusiasmus der Republik, die eine Staatsform ist, während Demokratie auch eine Monarchie durchdringen kann.

Die letzten Generationen wurden bei uns erzogen im Mißtrauen gegen die Demokratie und ihre Technik, den parlamentarischen Apparat. Man vertiefte die Schattenseiten des Parlamentarismus: Parteienschacher und Wortgefackel. Der Deutsche zieht instinktiv Tat und Arbeit vor. Er liebt es, dazu angehalten zu werden. Aus diesem Grund, weil seine Vernunft sich angesprochen fühlt, gehorcht er so willig.

Das verweist auf ein Gefühl für Sachlichkeit. In der Tat, er ist ein unpathetischer Mensch. Das Rhetorische liegt ihm wenig. Man könnte daher meinen, daß er befähigt sei, die Idee des Staates einer nüchternen Betrachtung zuzuführen, in ihm eine Verabredung unter Leuten von Verstand zu sehen und die Grenzen seiner Wirksamkeit klar festzusetzen.

Jedoch, das verlangt Selbständigkeit, ein starkes Gefühl für die persönlichen Rechte. Und das liegt ihm nicht; es ist so viel bequemer, zu gehorchen, die Verteilung von Ansprüchen und Pflichten der Obrigkeit zu überlassen. Dem Staat gegenüber bleibt er nur zur Hälfte Realist; zur andern Hälfte trägt er in ihm alles was irrational in seiner Seele ist. Der Staat wird ihm zur Gottheit. Je mehr sie von ihm fordert, desto höher steht sie in seinen Augen.

Entirrationalisierung, Ernüchterung, Festigung des Willens zu sich selbst, zur Mitwirkung bei den öffentlichen Angelegenheiten — das ist die neue Erziehungsaufgabe. Schrieben wir heute unter den gleichen katastrophalen Zuständen

Sofortmaßnahmen gegen

Hoover fordert Zusatz-

BADEN-BADEN — Hoover und La Guardia sind die Männer, auf deren Tun und Lassen die Menschheit, heute und in der nächsten Zukunft mit heißem Hoffen und banger Sorge blickt. Sie haben am 4. und 5. April auf der Ernährungskonferenz in London über ihre Pläne und über die zu treffenden Sofortmaßnahmen gesprochen, durch welche die Hungersnot dieses Sommers bekämpft werden muß. Immer klare formt sich aus dem jetzigen Geschehen das Bild einer Ernährungsplanung von weltweitem Maßstab heraus, deren Planungsstelle Hoover und sein Stab leiten, während die Durchführung teils den Ernährungsbehörden der einzelnen Länder, teils aber, soweit die Aufgaben die Möglichkeiten der einzelnen Länder übersteigen, der UNRRA übertragen ist. Wir werden auf das Grundsätzliche dieser Entwicklung noch zurückkommen und beschränken uns heute darauf, die beiden Ernährungsstrategen selbst zu hören.

Mehr Menschen hinter den Pflug

Der neue Generaldirektor der UNRRA, La Guardia, hat der Londoner Konferenz einen dringenden Aufruf zugeleitet, den er an alle Völker der Erde richtet. Er erklärte: „Die UNRRA hat bereits geeignete Maßnahmen ergriffen, um ihnen in Form von landwirtschaftlichen Maschinen, Traktoren, Zugtieren, Samen und Düngemitteln eine bedeutende Hilfe und Unterstützung zukommen zu lassen. Aber in allen Ländern kann die Bevölkerung noch mehr tun. Es müssen mehr Menschen hinter den Pflug gestellt werden und weniger unter den Waffen. Jeder Morgen pflügbaren Landes muß bestellt werden. Die Ernte ist wie ein kostbares Geschenk zu behandeln. Sie ist sorgfältig zu sammeln und zu bewirtschaften, um den Bedarf des nächsten Winters decken zu können. Ich brauche unbedingt eine größere Zusammenarbeit von Seiten jener Länder, die in der Lage sind Düngemittel zu liefern.“

Herbert Hoover, der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten, dem Präsident Truman die schöne, aber schwere Aufgabe übertragen hat, den Kampf gegen den Hunger zu leiten, sprach über die Eindrücke, die ihm seine Reise in verschiedene europäische Länder hinterlassen haben: Manche Reisende berichten in unverantwortlicher Weise, daß in Europa keine Hunger

IM SPIEGEL / VON OTTO FLAKE

Die Klagen über die Gehässigkeit im deutschen Parteilieben tauchen wieder auf. Gewisse Erfahrungen, die man in Berlin machte, als die Verschmelzung der Sozialisten und Kommunisten zur Frage stand, veranlassen den „Tagesspiegel“, ein gut geleitetes demokratisches Organ, zu schreiben:

„Wir stellen fest, daß das politische Bild, das die Deutschen bieten, immer das gleiche ist. In jedem andern Lande würde der Versuch, einen politischen Gegner mit nichts als persönlichen Anwürfen zu erledigen, sich an den Urhebern rächen. In Deutschland lebt der politische Kampf allein vom Klatsch. Schon tauchen in gewohnter Weise, zum Teil mit fabrizierten Arbeiterbriefen, Verdächtigungen Schumachers auf. Angenommen sogar, keine der Anschuldigungen sei erfunden: so bliebe noch immer die fatale Merkwürdigkeit, daß das Kesselreiben in dem Moment beginnt, in dem man sich in die Enge gedrängt und keine sachliche Zuflucht mehr sieht.“

Vom Klatsch singt man ein Lied in allen Gauen. Kaum tritt einer ein Pöstchen an oder mit einem Artikel auf den Plan, kaum wirft er einen Schatzen, und handle es sich um ein noch so bescheidenes Licht, so folgen ihm Geflüster, anonyme Briefe und Denunziation. Der Gesellschaftskreis, dem er angehören mag, übt einen geheimen, aber sehr fühlbaren Terror aus, wenn seine Anschauungen über Staat, Militär, Parlament denen widersprechen, die hier üblich sind.

Alles Gegenwärtige ist nur Folge der Vergangenheit. Von den Vätern her leiden wir am Ausfall der Erziehung zur Selbständigkeit. Ohne Selbständigkeit, ohne Achtung vor der inneren Entscheidung gibt es auch keine Sachlichkeit. Ich meine jene Sachlichkeit unter Männern, die mit Ideen umgehen.

In Baden-Baden wird eine Anekdote erzählt und versichert, sie sei sogar wahr. Danach habe eine alte Dame aus den konservativen Kreisen, als die Rede auf Thomas Mann kam, gesagt: Ich bitte Sie, er hat weder das Abitur gemacht noch in der Armee gedient.

Entwaffnet durch seine Naivität, verweist der Ausspruch doch zugleich auf die deutsche Neigung, den Wert eines Mannes davon abhängig zu machen, daß er sich den genormten Anschauungen unterstellt, daß er Vorschriften anerkennt und gehorcht. Tut er es nicht, so ist er Außenseiter im Obrigkeitsstaat.

In einer Gesellschaft, die dem soldatischen Geist den Vorrang vor dem bürgerlichen zugesteht, kann es garnicht anders sein. Demokratie ist da, wo das Soldatische den Charakter des Selbstzweckes und damit des Höheren verliert, der Staat als eine rationale, genau zu kontrollierende Einrichtung angesehen wird.

Viele erkundigen sich heute ziemlich hilflos, worin denn eigentlich Demokratismus bestehe. Er ist ein gewolltes Regulativ, nicht nur ein unbestimmt freundliches und unschroffes Verhalten. Dieses wird ja in Süddeutschland ziemlich geübt. Haltung und Regulativ begeben sich in der Idee der Gleichberechtigung, die, richtig verstanden, dem Religiösen entspringt. In der Wirklichkeit sind die Menschen nicht gleich, aber sie sind es vor der Forderung, vor der Möglichkeit, vor der Idealität. Ohne diese Idealität ist eine Gemeinschaft nur ein Haufen.

Einer Münchner Pressekonferenz und einer Darlegung des Ministerpräsidenten Högner kann man die Grundzüge der geplanten bayrischen Verfassung entnehmen:

„Bayern ist eine demokratische Republik. Die Volksvertretung wird in allgemeiner, gleicher und geheimer Wahl nach Verhältniswahlrecht von allen mündigen und ehrbaren Staatsbürgern gewählt. Der Landtag wählt seinerseits den Ministerpräsidenten und bestatigt die von ihm berufenen Minister. Die Selbstverwaltung der Gemeinden ist stark ausgebaut, weil wir in ihr einen Grundpfeiler echter Demokratie erblicken. Ob dem Landtag eine erste Kammer, etwa ein Senat, nebengeordnet und ob

gebende Landesversammlung und letzten Endes das bayrische Volk selbst zu entscheiden haben, das am 3. November 1946 über die Staatsverfassung abstimmen soll.“

Ergänzend heißt es dann: „Ein Großteil des bayerischen Volkes wünscht die künftige Eingliederung Bayerns, schon aus wirtschaftlichen Gründen, in einen deutschen Bundesstaat oder Staatenbund. Dagegen dürften die Anhänger einer völligen Verschmelzung Bayerns mit den übrigen deutschen Ländern, also die Anhänger eines deutschen Einheitsstaates, in erheblicher Minderzahl sein. Den meisten Bayern schwebt eine föderalistische Lösung vor, das heißt die deutschen Einzelstaaten sollen sich in einem Bundesstaat zusammenschließen. Dem Bund sollen jene Aufgaben gegeben werden, deren Bewältigung über die Kraft des Einzelstaates hinausgeht. Damit würden z. B. die Wirtschaft, die Währung, die Sozialpolitik und die allgemeine Steuerpolitik in die Zuständigkeit des Bundes fallen, während u. a. die Justizverwaltung und die Kulturpolitik in den Händen der Länder bleiben.“

Da Bayern heute (Irrtum vorbehalten) der größte deutsche Staat ist, darf man annehmen, daß in der Tat die föderalistische Lösung sich durchsetzen wird. Das liegt ebenso im Interesse unseres Landes wie der Welt. Föderalismus schließt zwar imperialistische Neigungen nicht ohne weiteres aus, wohl aber im Fall Deutschland, wo er, der Föderalismus, die rückläufige Bewegung, die Abkehr vom Militarismus und der preußischen Führung bedeutet.

Die grundsätzliche Autonomie der Bundesglieder ist auch ein Mittel gegen die Unterwerfung unter die Zahl. Mit der Zahl läßt sich eine Scheinlegalität erreichen, 1933 bewies es. Man überstimmt die anderen Parteien, die ebenfalls zur Wahl zugelassen waren, und setzt — nächster, folgenschwerer Schritt — fest, daß sie um der Einheit willen auszuschalten seien.

Um diesen Punkt dreht sich der Kampf zwischen den Sozialisten der verschiedenen Richtungen. Der Sinn der Demokratie ist, um es scharf herauszuarbeiten: die mit der Vertretung des Volkes beauftragten Parteien sind, solange die Sitzungsperiode dauert, zu schützen. Sie sollen mitreden, Verbindungen eingehen, zu Worte kommen, ihren Auftrag ausführen können.

Neuerscheinungen

Im Verlag von Dr. Roland Schmiedel in Stuttgart erschien soeben das erste Heft einer neuen bemerkenswerten Zeitschrift: *Universitäts-Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur*. Herausgeber sind die Tübinger Professoren Dr. Serge Maivald und Eberhard Orthbandt. Sammlung, Vertiefung und Rettung der bedrohten Lebenswerte sind das Ziel der Zeitschrift. Nach entsetzlichem Erwachen, wird hier die Richtung abgesteckt, der wir folgen sollten, um eine Neuordnung, eine Ueberprüfung unseres Lebens und Seins vorzunehmen. Drei bedeutende Aufsätze mögen das Ziel und den Weg deutlich machen: Otto Michel: Der antike und der christliche Freiheitsbegriff; Helmut Thielicke: Die Wirklichkeit des Dämonischen; Georg Weise: Macchiavelli und Commynes. Der Zeitschrift sind ernste, gewissenhafte, und vor allem ehrliche Leser zu wünschen. Es ist zu wünschen, daß eine starke Wirkung von ihr ausgehe.

Eine exemplarische Zeitschrift von überdurchschnittlicher Rangordnung kündigt sich in den „Frankfurter Heften“ an, deren beschlossene und kriegsmäßige Aufmachung über den hohen Ernst der Aufgabenstellung nicht hinwegtäuschen darf. Herausgegeben wird die Zeitschrift durch Eugen Kogon unter Mitwirkung von Walter Dirks. Der Beitrag „Gericht und Gewissen“, vom Herausgeber stammend, ist das Schlußkapitel des demnächst als Buch erscheinenden Manuskriptes „Der SS-Staat“. Kogon erhält die deutsche Situation

Die gesetzgebende Versammlung darf nicht mit den in der Verfassung niedergelegten Garantien in Widerspruch geraten. Darum geht es bei Demokratismus und Föderalismus hier, Unitarismus dort. Es geht um die Frage, ob die Gleichschaltung, die Gleichmacherel, die totalistischen Regelungen sich durchsetzen, auf Kosten der Gliederung oder Differenzierung. Es ergibt sich so die Einsicht, daß zwar die Mussolini, Hitler und andere Vertreter der radikalen Vereinheitlichung erledigt sind, nicht aber diese Bestrebungen selbst. Der Kampf geht weiter, er drückt eigentlich dem Zeitalter das Gepräge auf.

Als Symptom läßt sich die Nachricht werten, daß die Unierten Orientalen, eine Sondergruppe der östlichen Kirche, die zur Zeit der Reformation das Primat des Papstes wieder anerkannten und dabei Zugeständnisse wie die Priesterehe für den niederen Klerus erhielten — gegen zehn Millionen Rumänen, Ukrainer, Galizier — diese Unterordnung gekündigt haben.

Sie werden wohl zur griechisch-orthodoxen Kirche zurückkehren, nachdem ihre Länder unmittelbar unter russischen Einfluß gekommen sind. Die Nachricht, die bei uns fast unbeachtet blieb, ist interessant, weil sie ein Licht wirft auf den Wechsel, den die Moskauer Politik vollzog, als sie im Krieg das kirchliche Leben wieder freigab.

Der Ton liegt auf dem Wort Politik. Die Politik bedient sich auch des Glaubens als eines Mittels der Ausdehnung.

Wenige Tage vor dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus, am 9. April des vorigen Jahres, starb im Augsburgerischen der Württemberger Theodor Häcker, der einer der bemerkenswertesten Konvertiten der unruhigen Zeit nach dem ersten Weltkrieg gewesen ist.

Er erlebte nicht mehr den ersehnten Augenblick, der seiner Voraussage recht gab: daß das Wucherphänomen des Staates durch Selbstmord enden müsse. Es ziemt sich wohl, auf einen Geist hinzuweisen, der noch oft genannt werden wird. Ein kämpferisches, heftiges Temperament, beunruhigte ihn früh die Genesende der Liebe.

Sein Ausgangspunkt war Kierkegaard, sein Blickpunkt wurde Cardinal Newman; er übersetzte beide. Er gehörte nicht zu den Einfachen im Geist, sondern zu den höchst Differenzierten, die alle im Grunde die Biographie Luthers durch das ausstehende Kapitel ergänzen, die Zurückwendung. Der Abfall ist der erste dialektische Schritt, die Umkehr der zweite, die Aufhebung.

einungen

schehen ist. Diese Hefte müssen gelesen werden. Wir brauchen endlich Klarheit über uns selbst. Die „Frankfurter Hefte“ dürften einen nicht zu übersehenden Beitrag zu diesem Ziel leisten. Preis des Einzelheftes Mk. 2.—.

Im Verlag „Die neue Demokratie“, Baden-Baden, Fremersbergstraße 67, erscheint die neue illustrierte Wochenzeitung „DND im Bild“. Preis der Doppelnummer: Mark 1.—. Die Zeitschrift hat einen stattlichen Umfang, bietet ausgezeichnetes Bildmaterial und besitzt textlich eine betont politik-kämpferische Note, die schärfste Formulierungen nicht ausschließt. Sie ist vielseitig, beweglich und in bestem Sinne aggressiv mit dem Ziel, dem Guten zum Durchbruch zu verhelfen.

In Stuttgart kommt die Zeitschrift für die Gegenwart „Der Standpunkt“ im gleichnamigen Verlag heraus. Sie wirkt vor allem durch graphisch lebendige Aufmachung und erinnert an ähnliche Zeitschriften früherer Jahre. Politik, Kultur, Mode, Theater, Kunst passieren Revue. Man freut sich an den Fotos, den reizvollen bunten Bildern und findet dies und das, das Anregung bietet. Preis des Heftes Mk. 2.50.

Exklusiver gibt sich die Zeitschrift „Der Bogen“, die im Verlag von Victor Scholz u. Co. in Wiesbaden in sehr erwählter Form herausgegeben wird. Preis des Heftes Mk. 2.—. Im Mittelpunkt des 8. Heftes, das uns vorliegt, steht ein bemerkenswerter, bebildeter Bericht über die Kunstausstellung in Wiesbaden, die hohen Rang besitzt.

chen. Bis zum Jahre 1939 traten die Staaten der Erde als gleichberechtigte Partner oder Rivalen auf, deren Stärke in normalen Zeiten erkundet und in kriegerischen mit radikaler Entschlossenheit erprobt wurde. Von nun an wird das anders sein, mag der eine oder andere von uns immerhin über die Verwirrung lächeln, die bei den ersten Versuchen der UNO zutage trat, im Grunde zeichnen sich hier das neue politische Weltbild ab. Künftig werden die Staaten einen Teil ihrer Souveränität an die überstaatlichen Organisationen übertragen, und es ist nicht mehr in das Ermessen einzelner Regierungen gestellt, ob sie angesichts eines scheinbar unlöslichen Problems zum Schwert greifen oder nicht. Die Zeit der gordischen Knoten ist vorbei.

Von nun an haben die Völker eine Macht über sich, deren sie bislang immer entbehrt haben und die so lebenswichtig für sie, und für die gesamte Erde ist: eine Autorität, die ihnen rechtzeitig in den Arm fällt, wenn ihre Regierungen dasjenige Maß von Weltvernunft vermissen lassen, auf welches die übrige Welt ein Recht hat.

Angesichts der Atombombe hat der Gedanke an den Krieg ein für allemal seinen spielerischen Reiz verloren. Die Frage erhebt sich, ob unter solchen Aspekten ein Krieg überhaupt noch möglich sein kann. Doch, einer ist theoretisch noch denkbar, nämlich der Atombombenkrieg, ein Blitzkrieg von schrecklicher Kürze. Man vermag nicht zu sagen, wieviel Boden danach noch übrig wäre darauf wir unsere Füße setzten.

Man ist oft versucht, daran zu zweifeln, ob der Geschichte eigentlich Logik innewohnt, und der Anblick aller hinter uns liegenden Widersprüche und Verruchtheiten, der verpaßten Gelegenheiten und der fortwährenden Trauer, der Anblick der Größe endlich und das Bewußtsein des Leidens, das alles ermutigt uns nicht, an Logik im Sinne einer fortschreitenden Vollendung zu glauben. Und dennoch gibt es eine Logik in der Geschichte, nur sie ist in den Tendenzen verborgen.

Auf diese aber kommt es in unserem Falle an. Und so steht denn der Tendenz zum Untergang eine andere gegenüber, die zwar nicht ins Paradies führt, wohl aber zum ersten wahren Weltreich der Geschichte, zu einem Reich, das globale Maße hat, zu einem Reich, in dem die Völker des Zwanges enthoben sind, und darin die Technik eine unvergleichliche Rolle spielen wird. Es wäre das Reich, in dem der Mythos der Zivilisation seine edlen Triumphe feierte.

Man wird einwenden, ich hätte versehentlich nach dem idyllischen Utopia geblickt. Wäre ich ein Utopist, so würde ich allerdings gefissentlich die Nachtseiten der Technik verschwiegen haben. Wer lange genug in Abgründe gestarrt, hat auch das Recht, zu den Sternen emporzuschauen. Vergessen wir nicht, daß die Wissenschaftler uns versprochen haben, sie würden in vielleicht 10 Jahren schon mit Maschinen aufwarten, in denen die Atomenergie zu friedlichen Zwecken freigemacht wird. Damit winken auf der Tagseite der Technik ebenfalls ungeheure Möglichkeiten: der Mensch wird ins All hinaus springen und zum erstenmal in seiner Geschichte von draußen erkennen, daß dieser Globus doch eigentlich belanglos klein und unbedeutend ist. Es wird sich zeigen, daß wir ein Stern von allergeringster Größe sind.

Ja, wenn man uns von außen betrachtet! Wir aber, die wir die überlieferten Grenzen der Erde vorläufig noch respektieren, wir wissen, daß diese Erde ein Ungeheuer ist, das vom Paradies träumt. Zu den vielen Rätseln, die uns mitgegeben wurden, gehört unsere Natur als das größte. Eine peinigende Frage, dieses: werden wir es wenigstens diesmal schaffen? Und können wir nicht endlich etwas glücklicher werden?

Aus rätselhaftem Auge blickt uns die Zukunft an und schweigt. Blicken wir um uns und geben wir uns Mühe, die in den Dingen wohnenden Geheimnisse aufzuspüren.

Trachten wir danach, diejenigen Stellen der Gegenwart herauszufinden, wo die Keime der Zukunft gesät sind. Der Erkennende sucht die Wahrheit auch dann, wenn er daran sterben sollte. Er hat die Angst überwunden. Aber nicht die Trauer, die ihn bei dem Gedanken überwältigt, daß dieser innig geliebte Stern eines Tages sich selbst verzehren könnte. Eine Rauchsäule dann, die ins All verweht, hernach nur Schweigen. Glaubt jemand tatsächlich, daß da auch Einer wäre, der wenigstens Notiz davon nähme?

Eine Berner Wochenschrift berechnet die Kriegsverluste, in Millionen, wie folgt:

Gefallene	14,5
Opfer der KZ	11
Nebenher umgebracht	5,5
Krüppel	30
Obdachlose	21
Heimatlose	15
Zerstörte Gebäude	50
Schiffsraum, Tonnen	30

Also einunddreißig Millionen Tote und sechsundsechzig Millionen in Mitleidenschaft Gezogene, zusammen mehr als die Bevölkerung des weiland großdeutschen Reiches. Nun gibt es eine Grenze der Aufnahme- oder Beeindrucksfähigkeit. Jemand, der die Zerstörung Pforzheims im Februar 1945 mitgemacht hat, erzählte mir, die Strecke der Toten, in Wallhöhe aufgestapelt, habe drei, vier Kilometer beansprucht. Diese vierzigtausend Leichen vermittelten ein stärkeres Bild als die Millionen jener Statistik.

Zahlen ohne Bild erschüttern nicht. Erschütterung ist nötig, um den pazifistischen Willen zu wecken. Wille aber verlangt nach Organisation. Die Parole nie wieder Krieg bleibt ein Schlagwort, solange sie nur in Büchern und Vorträgen behandelt wird.

Zwei Voraussetzungen sind wohl unentbehrlich. Erstens muß die Parole mehr sein als ein ungefährer Wunschbild, dem die Masse zustimmt; sie gehört in die Staatsverfassungen, nur so wird sie offiziell. Und zweitens hat sie Aussicht, den Erdball zu überspannen, nur dann, wenn man damit rechnen kann, daß der bürgerliche, der wägende Geist sich durchsetzt — daß seine Zeit noch nicht abgelaufen ist, daß der demokratische, nicht der diktatorische Gedanke siegt.

Viele glauben, beim Kampf um die Seelen unterliege die gemäßigte Auffassung, eben die bürgerliche im weitesten, den Sozialismus nicht ausschließenden Sinn — sie unterliege der totalistischen, mit der Gewalt oder Vergewaltigung arbeitenden Idee. Nichts ist heute so wichtig, wie diesen Pessimismus nicht aufkommen zu lassen. Nichts ist so wichtig wie der Entschluß, unerschütterlich und wissend zum Demokratismus zu stehn. Es gibt keinen anderen Schutz vor dem Radikalismus als ihn.

Es mag sein, daß viele Pazifisten Schwärmer sind, die zu unbekümmert mit der Wirklichkeit umspringen. Fragt man, worin vernünftigerweise, auf realistischer Grundlage, Pazifismus bestehen könne, so ergibt sich die Antwort: im nüchternen Rechnen. Der Nüchternheit widerstrebt jene deutsche Mentalität, die nach 1918 in der Niederlage eine Ungerechtigkeit, ein unverschuldetes Unglück sah.

Damals tobte Hans Pfitzner gegen den „ungeheuersten Justizmord und Gewaltakt aller Zeiten.“ Er nannte den Pazifisten „den widerlichsten Typus des Hochverrätters“. Aber ein Pazifist ist kein Hochverräter, er ist ein Ethiker. Die Achtung vor dem Ethos, der im Religiösen wurzelnden Überzeugung, ist in Deutschland auf den Hund gekommen.

„Als England dann satt war von Gier und Rache, trat es zurück zum siebentenmal im Laufe der Jahrhunderte, dick und fett vom Blut und Jammer Europas“, schrieb Gustav Frenssen, und diese These wurde unter der Republik in ein Lesebuch für deutsche Mädchen übernommen. Im sogenannten großen Plötz, dem verbreitetsten Handbuch für Geschichtsdaten, ist — seit 1923 — die Hälfte (!) dem Weltkrieg gewidmet.

Und 1929 billigte in München der sechste Deutsche Hochschultag eine Entschliebung: die wissenschaftliche Untersuchung habe den Beweis erbracht, daß eine Schuld Deutschlands am Krieg nicht bestehe, womit auch alle an die Versailler These geknüpften Folgerungen fortfielen. Es war ein deutlicher Wink für die Historiker und Dozenten. Wenn sie vorankommen wollten, durften sie keine Pazifisten sein. Man nennt das Freiheit der Forschung.

Die Umdeutung Deutschlands zum Lamm und seiner Feinde zu neidischen, reissenden Wölfen,

die Dolchstoßlegende und die Kriegsschuldflüge, dafür sind Millionen ausgegeben worden. Woher sie kamen? Von der Reichswehr und der Industrie, in letzter Instanz jedoch von der Arbeit der Massen. Überlegt man, was mit Geld getan werden könnte und in Wirklichkeit geschieht, dann möchte man sich zurückziehen, von allem Öffentlichen.

Aber es hieße, das Öffentliche denen überlassen, die skrupellos zugreifen. Wer mit den andern und für sie denken kann, hat Redepflicht, in diesen Jahren zum mindesten.

Arthur Dinter, Zell am Harmersbach, seit 1917 durch einen Zeitroman, Die Sünde wider das Blut, bekannt, wendet sich in einer Zuschrift an den Konstanzer Südkurier dagegen, der Verfasser eines Hetzbuches zu sein — er habe die Judenfrage vom religiös-sittlichen Standpunkt aus behandelt und eben darum sich mit seinem Freund Hitler überworfen.

Wahr ist, daß er, zum Gauleiter ausersehen, bereits 1928 die Partei verließ. „Niemand ist ein Mensch durch mich umgebracht worden oder ins Konzentrationslager gekommen oder sonst irgendwie beschädigt worden“, versichert er, muß sich aber vom Südkurier fragen lassen, wie es mit der indirekten Wirkung der siebenhunderttausend Exemplare seines Buches stehe.

Man las darin, die Juden Kinder seien nicht menschen- sondern affenähnlich; Jesus habe dieser Bastardrasse nicht angehört, auch die Propheten des Alten Testaments könnten nur Arter gewesen sein. Wieviele Hitlerjungen, SS-Lagerwachen, Richter und Polizisten sich an Dinters Werk berauschten, bevor sie zu Raubtieren wurden, fragt der Südkurier weiterhin und hat ohne Zweifel recht.

Wenn man das jüdische Problem vom religiös-sittlichen Standpunkt aus untersucht, verbieten sowohl Religion wie Sittlichkeit, in den Judenkindern eine Art abstoßender Tiere mit abscheulichen Charaktereigenschaften zu sehen. Als einzige Entschuldigung kann Dinter der Umstand dienen, daß die jüdische Frage damals noch eine literarische war. Aber um sie zu einer praktischen zu machen, deshalb doch schrieb dieser Mann dieses Buch mit dem bezeichnenden Titel Die Sünde wider das Blut. Und so trug auch er sein gutes Teil zur Vergiftung der Gemüter bei.

Mir erklärte einmal in den dreißiger Jahren ein Kreiskulturwart: „Sie liegen schlecht, es ist schade, aber tun kann man dagegen nichts — Sie

müssen es mit Fassung tragen". Er sprach mit dünnen Worten die Kaltstellung auf Lebenszeit aus. Heute sieht er sich in die Ecke gestellt, so ist der Lauf der Welt. Auch Arthur Dinter wird man nur sagen können: „Sie liegen schlecht, am besten schweigen Sie und tragen es mit Geduld“.

Zuletzt läuft das Leben darauf hinaus, daß man auf gewisse Pferde setzt und entweder gewinnt oder verliert. Ist der Instinkt gut, so enthält man sich der Favoriten, auf die alles wettet; ist er schlecht, so muß man die Folgen übernehmen. Man hat ja zum Ausgleich seine Chance, seine Zeit und seinen Erfolg gehabt.

Unter dem Titel „Verzeihung — ich bin Preußin“ veröffentlicht Ursula von Kardorff eine hübsche Plauderei, die eine Moral enthält und besagt, daß es neben dem Politischen auch das Menschliche gibt:

„Lieber Süddeutscher, wende dich nicht schauernd von der armen Preußin ab. Sie ist kein gepanzertes Heldenweib mit Brünne und Gürtel, keine Briefmarken-Germania. Unter ihrer burschikosen Schale verbirgt sich ein leicht verletzlicher, weicher Kern. Nimm sie an die Hand und sei nett zu ihr. Sie tut, als sei sie mißtrauisch gegen Komplimente — weil sie so erzogen wurde —, dabei blüht sie in Wirklichkeit auch noch unter den dümmsten und flachsten auf, wie die Blume unter sanftem Tau. Wie sollte sie bei so viel unverhohlenem Mißtrauen eigentlich nicht unsicher werden? Sie war, als sie noch ihr eigenes Heim hatte, von einer großzügigen, vorurteilslosen Gastfreundschaft. Das wird jeder zugeben müssen, den es einmal in die sandigen, märkischen Gefilde verschlagen hat. Die vielen heimatlosen Preußinnen, die nun auf dieselbe Großzügigkeit, gezwungenermaßen, angewiesen sind, dürfen inzwischen in dieser Hinsicht einen etwas deprimierenden Erfahrungsschatz angesammelt haben. Nehmt sie halt etwas behutsam in die Schule der leichteren, liebenswürdigeren Umgangsformen. Führt sie in die herrlich beschwingten Kirchen, lehrt sie die ältere Kultur erfassen, gebt ihr Viertel zu trinken, kein Bier, laßt sie Spätzle kochen und Zöpfe backen. Lehrt sie ein anmutiges, etwas lässigeres Leben führen, in dem die Sonne konstanter und wärmer scheint, und das Wort Pflicht auf südliche Weise ein bißchen kleiner geschrieben wird, trotz der Schwere der Zeit. Lehrt sie „schwätzen“, das kann sie nämlich zunächst gar nicht. Und bringt ihr vor allem eines bei: das Lächeln, das kann sie auch nicht sehr gut. Denn sie würde ja so gern lächeln, wenn ihr etwas mehr danach zuzumute wäre“.

Man sieht, die junge Dame hat die süddeutsche Lässigkeit bereits erfaßt. Da sie uns ihre Vorschläge mit so viel Anmut macht, wollen wir nicht schwerfällig sein.

des Wortes „nachdem“ aus der bayrisch-österreichischen Mundart. Und es könnte sehr wohl sein, daß sein Ueberhandnehmen unmittelbar von Hitler herrührt, in dessen rechthaberische Diktion das „nachdem“, noch dazu das falsch angewandte, gut hineinpaßte. Uebrigens kennen viele Sprachen das Verschwimmen des begründeten mit dem zeitlichen Wort, ja im Urzustand des Denkens und Sprechens ist wohl eins mit dem andern identisch, das zeitliche Nacheinander begründet auch das logische Auseinander-Hervorgegangensein. Das lateinische „cum“ ist eine zeitliche und begründete Vokabel; ebenso das französische „puisque“ und auch das englische „since“, das „seit“ bedeutet, hat daneben den begründeten Sinn „da ja“. Im Deutschen haben die begründenden Bindewörter ebenfalls ursprünglich den Wortsinn der Dauer des Verweilens: „weil“ das und das so ist, sagen wir, und die altmodische Form „alldieweil“ und „sintemal“ drückt anschaulichste aus, wie der dauernde Zeitverlauf den eigentlichen Kern der Begründung bildet.

Dieses „alldieweil und sintemal“ ist es ganz genau, was mit dem neudeutschen „nachdem“ ausgedrückt werden möchte. Nur ist die alte Form eben unvergleichlich kräftiger. Könnte man sich nicht ernstlich überlegen, ob man sie nicht beleben sollte, wenn man schon eine Konjunktion braucht, die zwischen dem Zeitlichen und dem Begründenden die Mitte hält? Denn von Hitlers „nachdem“ sollten wir doch lieber ablassen. Nicht allein, weil er es (nachdem er es!) so gern gebraucht hat, sondern weil es das Bindeglied gewesen ist für so viel pseudologische Zusammenhänge, Verdrehungen und Rechtsbeugungen, und weil man es zurücksenden sollte in die Schäfte des Plusquamperfekt, wo es nur noch vom Vorvergangenen feierlich kündigt und nicht mehr Begründungen leimt, die keine sind.

Musikerköpfe vom Oberrhein

Als die Residenz Baden-Baden 1699 in Schutt und Asche zusammensank nach dem Feuersturm und lodenden Brand, senkte sich auch über Kultur und Musikpflege des Landes tiefstes Dunkel. Doch brachte die Markgräfin Sibylla Augusta bald wieder einen Lichtblick nach dem andern nach wenigen Jahrzehnten hingebender Aufbauarbeit. Sie war es, die den bedeutendsten Ton-dichter und Musiker hierherbrachte, der je hier wirkte: Johann Kaspar Ferdinand Fischer. Er war der erste Hofkapellmeister nach der Zerstörung. Selbst Johann Sebastian Bach schätzte diesen seinen bedeutendsten süddeutschen Kollegen sehr und übernahm von ihm manche Anregung. Nicht so bedeutend, aber in der Haydn-Zeit von Rang und Namen, war der letzte der Badener Hofkapellmeister Aloys Schmittbauer, dessen kirchliche Werke in der Stiftskirche viel aufgeführt wurden.

Dann herrschte auf dem Orgelsitz der Stiftskirche durch mehrere Generationen die Musikerfamilie der Zerr, der auch die berühmte Sängerin Anna Zerr entsproß, eine der phänomenalsten Stimmen des so sängerreichen 19. Jahrhunderts. An der Karlsruher Oper wirkte in der Beethovenzeit Johann Brandl, dann Josef Strauß, der Urgroßvater des Dichters Emil Strauß, doch kein Verwandter der Walzerkönige. Ihm folgten Hermann Levi, der mit Brahms, Clara Schumann, Josef Joachim und Julius Stockhausen, dem Gesangsmeister, hier musizierte, Otto Dessoff und der überragende Felix Mottl, unter dem neben dem Hoftheater in Karlsruhe das Rokokotheater in Baden-Baden eine Pflegestätte edelster Bühnenkunst wurde.

Besondere Beachtung verdient der langjährige erste Leiter der Badener Kurkapelle Miloslav Könnemann wie sein Nachfolger Paul Hein. Unter den Komponisten sind beachtlich Vater und Sohn Fesca, Friedrich Klose, der bedeutende Brucknerschüler, Franz Philipp, Julius Weismann und die Komponistinnen Clara Faist und Adolpha Lebeau; unter den Geigern und Pädagogen Henry Panofka, Kras-selt und Karl Fiesch; unter den Pianisten Pixis, Rosenhayn, Pfeiffer und Carl Friedberg, in Freiburg der Liszt-schüler Hermann Dimmler. Unter den Chormeistern Karl Beines, Isenmann, Vinzenz Lachner, Wendelin Weißheimer, Spohn, Karl Weidt und Theodor Mohr. Von den Straßburgern sei ihr bedeutendster Tondichter Josef Maria Erb, der kürzlich hochbetagt starb, und Otto Lohse genannt, der seine letzten Lebensjahre in Baden-Baden verbrachte und hier oft dirigierte.

IM SPIEGEL / VON OTTO FLAKE

Die Klagen über die Gehässigkeit im deutschen Partelleben tauchen wieder auf. Gewisse Erfahrungen, die man in Berlin machte, als die Verschmelzung der Sozialisten und Kommunisten zur Frage stand, veranlassen den „Tagesspiegel“, ein gut geleitetes demokratisches Organ, zu schreiben:

„Wir stellen fest, daß das politische Bild, das die Deutschen bieten, immer das gleiche ist. In jedem andern Lande würde der Versuch, einen politischen Gegner mit nichts als persönlichen Anwürfen zu erledigen, sich an den Urheber rächen. In Deutschland lebt der politische Kampf allein vom Klatsch. Schon tauchen in gewohnter Weise, zum Teil mit fabrizierten Arbeiterbriefen, Verdächtigungen Schumachers auf. Angenommen sogar, keine der Anschuldigungen sei erfunden: so bliebe noch immer die fatale Merkwürdigkeit, daß das Kesseltreiben in dem Moment beginnt, in dem man sich in die Enge gedrängt und keine sachliche Zuflucht mehr sieht“.

Vom Klatsch singt man ein Lied in allen Gauen. Kaum tritt einer ein Pöstchen an oder mit einem Artikel auf den Plan, kaum wirft er einen Schatten, und handle es sich um ein noch so bescheidenes Licht, so folgen ihm Geflüster, anonyme Briefe und Denunziation. Der Gesellschaftskreis, dem er angehören mag, übt einen geheimen, aber sehr fühlbaren Terror aus, wenn seine Anschauungen über Staat, Militär, Parlament denen widersprechen, die hier üblich sind.

Alles Gegenwärtige ist nur Folge der Vergangenheit. Von den Vätern her leiden wir am Ausfall der Erziehung zur Selbständigkeit. Ohne Selbständigkeit, ohne Achtung vor der inneren Entscheidung gibt es auch keine Sachlichkeit. Ich meine jene Sachlichkeit unter Männern, die mit Ideen umgehen.

In Baden-Baden wird eine Anekdote erzählt und versichert, sie sei sogar wahr. Danach habe eine alte Dame aus den konservativen Kreisen, als die Rede auf Thomas Mann kam, gesagt: Ich bitte Sie, er hat weder das Abitur gemacht noch in der Armee gedient.

Entwaffnend durch seine Naivität, verweist der Ausspruch doch zugleich auf die deutsche Neigung, den Wert eines Mannes davon abhängig zu machen, daß er sich den genormten Anschauungen unterstellt, daß er Vorschriften anerkennt und gehorcht. Tut er es nicht, so ist er Außenseiter im Obrigkeitsstaat.

In einer Gesellschaft, die dem soldatischen Geist den Vorrang vor dem bürgerlichen zugesteht, kann es garnicht anders sein. Demokratie ist da, wo das Soldatische den Charakter des Selbstzweckes und damit des Höheren verliert, der Staat als eine rationale, genau zu kontrollierende Einrichtung angesehen wird.

Viele erkundigen sich heute ziemlich hilflos, worin denn eigentlich Demokratismus bestehe. Er ist ein gewolltes Regulativ, nicht nur ein unbestimmt freundliches und unschroffes Verhalten. Dieses wird ja in Süddeutschland ziemlich geübt. Haltung und Regulativ begegnen sich in der Idee der Gleichberechtigung, die, richtig verstanden, dem Religiösen entspringt. In der Wirklichkeit sind die Menschen nicht gleich, aber sie sind es vor der Forderung, vor der Möglichkeit, vor der Idealität. Ohne diese Idealität ist eine Gemeinschaft nur ein Haufen.

Einer Münchner Pressekonferenz und einer Darlegung des Ministerpräsidenten Högner kann man die Grundzüge der geplanten bayrischen Verfassung entnehmen:

„Bayern ist eine demokratische Republik. Die Volksvertretung wird in allgemeiner, gleicher und geheimer Wahl nach Verhältniswahlrecht von allen mündigen und ehrbaren Staatsbürgern gewählt. Der Landtag wählt seinerseits den Ministerpräsidenten und bestätigt die von ihm berufenen Minister. Die Selbstverwaltung der Gemeinden ist stark ausgebaut, weil wir in ihr einen Grundpfeiler echter Demokratie erblicken. Ob dem Landtag eine erste

gebende Landesversammlung und letzten Endes das bayrische Volk selbst zu entscheiden haben, das am 3. November 1946 über die Staatsverfassung abstimmen soll.“

Ergänzend heißt es dann: „Ein Großteil des bayerischen Volkes wünscht die künftige Eingliederung Bayerns, schon aus wirtschaftlichen Gründen, in einen deutschen Bundesstaat oder Staatenbund. Dagegen dürften die Anhänger einer völligen Verschmelzung Bayerns mit den übrigen deutschen Ländern, also die Anhänger eines deutschen Einheitsstaates, in erheblicher Minderzahl sein. Den meisten Bayern schwebt eine föderalistische Lösung vor, das heißt die deutschen Einzelstaaten sollen sich in einem Bundesstaat zusammenschließen. Dem Bund sollen jene Aufgaben gegeben werden, deren Bewältigung über die Kraft des Einzelstaates hinausgeht. Damit würden z. B. die Wirtschaft, die Währung, die Sozialpolitik und die allgemeine Steuerpolitik in die Zuständigkeit des Bundes fallen, während u. a. die Justizverwaltung und die Kulturpolitik in den Händen der Länder bleiben.“

Da Bayern heute (Irrtum vorbehalten) der größte deutsche Staat ist, darf man annehmen, daß in der Tat die föderalistische Lösung sich durchsetzen wird. Das liegt ebenso im Interesse unseres Landes wie der Welt. Föderalismus schließt zwar imperialistische Neigungen nicht ohne weiteres aus, wohl aber im Fall Deutschland, wo er, der Föderalismus, die rückläufige Bewegung, die Abkehr vom Militarismus und der preußischen Führung bedeutet.

Die grundsätzliche Autonomie der Bundesglieder ist auch ein Mittel gegen die Unterwerfung unter die Zahl. Mit der Zahl läßt sich eine Scheinlegitimität erreichen, 1933 bewies es. Man überstimmt die anderen Parteien, die ebenfalls zur Wahl zugelassen waren, und setzt — nächster, folgenschwerer Schritt — fest, daß sie um der Einheit willen auszuschalten seien.

Um diesen Punkt dreht sich der Kampf zwischen den Sozialisten der verschiedenen Richtungen. Der Sinn der Demokratie ist, um es scharf herauszuarbeiten: die mit der Vertretung des Volkes beauftragten Parteien sind, solange die Sitzungsperiode dauert, zu schützen. Sie sollen mitreden, Verbindungen eingehen, zu Worte kommen, ihren Auftrag ausführen können.

Neuerschei

Im Verlag von Dr. Roland Schmiedel in Stuttgart erschien soeben das erste Heft einer neuen bemerkenswerten Zeitschrift: *Universitäts-Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur*. Herausgeber sind die Tübinger Professoren Dr. Serge Maïwald und Eberhard Orthbandt. Sammlung, Vertiefung und Rettung der bedrohten Lebenswerte sind das Ziel der Zeitschrift. Nach entsetzlichem Erwachen, wird hier die Richtung abgesteckt, der wir folgen sollten, um eine Neuordnung, eine Ueberprüfung unseres Lebens und Seins vorzunehmen. Drei bedeutende Aufsätze mögen das Ziel und den Weg deutlich machen: Otto Michel: Der antike und der christliche Freiheitsbegriff; Helmut Thieliicke: Die Wirklichkeit des Dämonischen; Georg Weise: Machiavelli und Comynes. Der Zeitschrift sind ernste, gewissenhafte, und vor allem ehrliche Leser zu wünschen. Es ist zu wünschen, daß eine starke Wirkung von ihr ausgehe.

Eine exemplarische Zeitschrift von überdurchschnittlicher Rangordnung kündigt sich in den „Frankfurter Heften“ an, deren bescheidene und kriegsmäßige Aufmachung über den hohen Ernst der Aufgabenstellung nicht hinwegtäuschen darf. Herausgegeben wird die Zeitschrift durch Eugen Kogon unter Mitwirkung von Walter Dirks. Der Beitrag „Gericht und Gewissen“, vom Herausgeber stammend, ist das Schlußkapitel des demnächst als Buch erscheinenden Manuskriptes „Der SS-Staat“. Kogon erhält

Die gesetzgebende Versammlung darf nicht mit den in der Verfassung niedergelegten Garantien in Widerspruch geraten. Darum geht es bei Demokratismus und Föderalismus hier, Unitarismus dort. Es geht um die Frage, ob die Gleichschaltung, Gleichmacherei, die totalistischen Regelungen durchsetzen, auf Kosten der Gliederung oder Differenzierung. Es ergibt sich so die Einsicht, daß zwar die Mussolini, Hitler und andere Vertreter der radikalen Vereinheitlichung erledigt sind, nicht aber diese Bestrebungen selbst. Der Kampf geht weiter, er drückt eigentlich dem Zeitalter das Gepräge auf.

Als Symptom läßt sich die Nachricht werten, daß die Unterten Orientalen, eine Sondergruppe der östlichen Kirche, die zur Zeit der Reformation das Primat des Papstes wieder anerkannten und dabei Zugeständnisse wie die Priesterehe für den niederen Klerus erhielten — gegen zehn Millionen Rumänen, Ukrainer, Galizier — diese Unterordnung gekündigt haben.

Sie werden wohl zur griechisch-orthodoxen Kirche zurückkehren, nachdem ihre Länder unmittelbar unter russischen Einfluß gekommen sind. Die Nachricht, die bei uns fast unbeachtet blieb, ist interessant, weil sie ein Licht wirft auf den Wechsel, den die Moskauer Politik vollzog, als sie im Krieg das kirchliche Leben wieder freigab.

Der Ton liegt auf dem Wort Politik. Die Politik bedient sich auch des Glaubens als eines Mittels der Ausdehnung.

Wenige Tage vor dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus, am 9. April des vorigen Jahres, starb im Augsburgerischen der Würtemberger Theodor Häcker, der einer der bemerkenswertesten Konvertiten der unruhigen Zeit nach dem ersten Weltkrieg gewesen ist.

Er erlebte nicht mehr den ersehnten Augenblick, der seiner Voraussage recht gab: daß das Wucherphänomen des Staates durch Selbstmord enden müsse. Es ziemt sich wohl, auf einen Geist hinzuweisen, der noch oft genannt werden wird. Ein kämpferisches, heftiges Temperament, beunruhigte ihn früh die Gegenidee der Liebe.

Sein Ausgangspunkt war Kierkegaard, sein Blickpunkt wurde Kardinal Newman; er übersetzte beide. Er gehörte nicht zu den Einfachen im Geist, sondern zu den höchst Differenzierten, die alle im Grunde die Biographie Luthers durch das ausstehende Kapitel ergänzen, die Zurückwendung. Der Abfall ist der erste dialektische Schritt, die Umkehr der zweite, die Aufhebung.

Meinungen

schehen ist. Diese Hefte müssen gelesen werden. Wir brauchen endlich Klarheit über uns selbst. Die „Frankfurter Hefte“ dürften einen nicht zu übersehenden Beitrag zu diesem Ziel leisten. Preis des Einzelheftes Mk. 2.—.

Im Verlag „Die neue Demokratie“, Baden-Baden, Fremersbergstraße 67, erscheint die neue illustrierte Wochenzeitung „DND im Bild“. Preis der Doppelnummer: Mark 1.—. Die Zeitschrift hat einen stattlichen Umfang, bietet ausgezeichnetes Bildmaterial und besitzt textlich eine betont politik-kämpferische Note, die schärfste Formulierungen nicht ausschließt. Sie ist vielseitig, beweglich und in bestem Sinne aggressiv mit dem Ziel, dem Guten zum Durchbruch zu verhelfen.

In Stuttgart kommt die Zeitschrift für die Gegenwart „Der Standpunkt“ im gleichnamigen Verlag heraus. Sie wirkt vor allem durch graphisch lebendige Aufmachung und erinnert an ähnliche Zeitschriften früherer Jahre. Politik, Kultur, Mode, Theater, Kunst passieren Revue. Man freut sich an den Fotos, den reizvollen bunten Bildern und findet dies und das, das Anregung bietet. Preis des Heftes Mk. 2.50.

Exklusiver gibt sich die Zeitschrift „Der Bogen“, die im Verlag von Victor Scholz u. Co. in Wiesbaden in sehr erwählter Form herausgegeben wird. Preis des Heftes Mk. 2.—. Im Mittelpunkt des 6. Heftes, das uns vorliegt, steht ein bemerkenswerter, bebildeter Bericht über die Kunstausstellung in Wiesbaden, die hohen Rang besitzt.

hen. Bis zum Jahre 1939 traten die Staaten der Erde als gleichberechtigte Partner oder Rivalen auf, deren Stärke in normalen Zeiten erkundet und in kriegerischen mit radikaler Entschlossenheit erprobt wurde. Von nun an wird das anders sein; mag der eine oder andere von uns immerhin über die Verwirrung lächeln, die bei den ersten Versuchen der UNO zutage trat, im Grunde zeichnen sich hier das neue politische Weltbild ab. Künftig werden die Staaten einen Teil ihrer Souveränität an die überstaatlichen Organisationen übertragen, und es ist nicht mehr in das Ermessen einzelner Regierungen gestellt, ob sie angesichts eines scheinbar unlöslichen Problems zum Schwert greifen oder nicht. Die Zeit der gordischen Knoten ist vorbei.

Von nun an haben die Völker eine Macht über sich, deren sie bislang immer entbehrt haben und die so lebenswichtig für sie, und für die gesamte Erde ist: eine Autorität, die ihnen rechtzeitig im Arm fällt, wenn ihre Regierungen derjenige Maß von Weltvernunft vermissen lassen, auf welches die übrige Welt ein Recht hat.

Angesichts der Atombombe hat der Gedanke an den Krieg ein für allemal seinen spielerischen Reiz verloren. Die Frage erhebt sich, ob unter solchen Aspekten ein Krieg überhaupt noch möglich sein kann. Doch, einer ist theoretisch noch denkbar, nämlich der Atombombenkrieg, ein Blitzkrieg von schrecklicher Kürze. Man vermag nicht zu sagen, wieviel Boden danach noch übrig wäre darauf wir unsere Füße setzten.

Man ist oft versucht, daran zu zweifeln, ob der Geschichte eigentlich Logik innewohnt, und der Anblick aller hinter uns liegenden Widersprüche und Verruchtheiten, der verpaßten Gelegenheiten und der fortwährenden Trauer, der Anblick der Größe endlich und das Bewußtsein des Leidens, das alles ermutigt uns nicht, an Logik im Sinne einer fortschreitenden Vollendung zu glauben. Und dennoch gibt es eine Logik in der Geschichte, nur: sie ist in den Tendenzen verborgen.

Auf diese aber kommt es in unserem Falle an. Und so steht denn der Tendenz zum Untergang eine andere gegenüber, die zwar nicht ins Paradies führt, wohl aber zum ersten wahren Weltreich der Geschichte, zu einem Reich, das globale Maße hat, zu einem Reich, in dem die Völker des Zwanges enthoben sind, und darin die Technik eine unvergleichliche Rolle spielen wird. Es wäre das Reich, in dem der Mythos der Zivilisation seine edlen Triumphe feierte.

Man wird einwenden, ich hätte versehentlich nach dem idyllischen Utopia geblickt. Wäre ich ein Utopist, so würde ich allerdings geflissentlich die Nachtseiten der Technik verschwiegen haben. Wer lange genug in Abgründe gestarrt, hat auch das Recht, zu den Sternen emporzuschauen. Vergessen wir nicht, daß die Wissenschaftler uns versprochen haben, sie würden in vielleicht 10 Jahren schon mit Maschinen aufwarten, in denen die Atomenergie zu friedlichen Zwecken freigegeben wird. Damit winken auf der Tagseite der Technik ebenfalls ungeheure Möglichkeiten: der Mensch wird ins All hinaus springen und zum erstenmal in seiner Geschichte von draußen erkennen, daß dieser Globus doch eigentlich belanglos klein und unbedeutend ist. Es wird sich zeigen, daß wir ein Stern von allergeringster Größe sind.

Ja, wenn man uns von außen betrachtet! Wir aber, die wir die überlieferten Grenzen der Erde vorläufig noch respektieren, wir wissen, daß diese Erde ein Ungeheuer ist, das vom Paradiese träumt. Zu den vielen Rätseln, die uns mitgegeben wurden, gehört unsere Natur als das größte. Eine peinigende Frage, dieses: werden wir es wenigstens diesmal schaffen? Und können wir nicht endlich etwas glücklicher werden?

Aus rätselhaftem Auge blickt uns die Zukunft an und schweigt. Blicken wir um uns und geben wir uns Mühe, die in den Dingen wohnenden Geheimnisse aufzuspüren.

Trachten wir danach, diejenigen Stellen der Gegenwart herauszufinden, wo die Keime der Zukunft gesät sind. Der Erkennende sucht die Wahrheit auch dann, wenn er daran sterben sollte. Er hat die Angst überwunden. Aber nicht die Trauer, die ihn bei dem Gedanken überwältigt, daß dieser innigste Stern eines Tages sich selbst verzehren könnte. Eine Rauchsäule dann, die ins All verweht, hernach nur Schweigen. Glaubt jemand tatsächlich, daß da auch Einer wäre, der wenigstens Notiz davon nähme? augur

Die während der Hitlerzeit hinausgingen und die wiederum, die ausarrten -dieses Thema zieht seine Kreise weiter. Das ist verständlich wir sind in der Periode der Gewissensbefragung, der Verrechnung mit uns selbst und andern.

Max Planck, dem Entdecker der ~~NI~~ Quantentheorie -die der Kernphysik, dem Problem der Atomzertrümmerung den Weg gebnet hat -bestätigt die Tägliche Rundschau in Berlin, dass er "zu den unbestechlichen Männern der deutschen Geistesgeschichte gehört".

Planck, mit Einstein befreundet (Klavierspieler er, Geiger diese hat Deutschland nicht verlassen, vielmehr weiter gelehrt. Wenn der von Thomas Mann angelegte Maßstab der einzig richtige wäre, hätte auch Planck keinen Anspruch, sich darauf zu berufen, dass jeder das Recht besitzt, nach seinem besten Wissen zu bestimmen, wie er sich verhalten soll.

~~Planck~~ Als der nichtarische Haber starb, und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ihm eine Würdigung schuldig war, untersagte der Kultusminister Rust seinen Beamten, an der Feier teilzunehmen. Planck hielt sie gleichwohl ab. Ich darf eine Analogie erwähnen. 1934 verschied S. Fischer der Verleger Hauptmanns, Ibsens, Schnitzlers, Thomas Manns und vieler anderer kein Vertreter des Buchhändlerbörsenvereins sprach an seinem Grab. Die Autoren des Verlages füllten ein Heft der Neuen Rundschau mit Gedenkaufsätzen es standen mannhafte Worte zu Ehren eines Juden darin. Herr Goebbels nahm in den Akten Vermerke vor. Unsere grösste demokratische Zeitung musste lauschen, bis sie einen Schriftsteller fand, der bereit war, für sie den Nachruf für den gleichen Verleger zu schreiben. Er fand sich -es fanden sich immer unerschrockene Leute, nach dem fernen Kalifornien sei es gesagt.

Hermann Hesse, der schon vor 1933, um sich vor der unbelehrbaren Geistesverfassung seiner Landsleute zu retten, die deutsche Staatsbürgerschaft mit der schweizerischen vertauschte, hat im Septemberheft der Schweizer Rundschau Betrachtungen angestellt, die jetzt bei uns durch die Blätter

gehn. Was er da sagt, hebt sich wohltuend ab von dem, was Thomas Mann zweimal geäußert hat.

Hesse spricht von den Intellektuellen, die daheim blieben und keine Neuländer waren. "Diese Menschen nur von denen ich glaube, dass sie zur Zeit die leidenschaftlichsten, reifsten und weisesten in Europa sind, haben teils bewusst, und willentlich, teils unbewusst und instinktiv versucht, sich völlig von allem Nationalismus zu befreien".

Indem Hesse sich dann den Gutachten des Auslandes über die deutsche Situation zuwendet, sagt er: "Diese Predigten haben in sehr vielem recht - nur erreichen sie das deutsche Volk nicht, sondern gerade die wertvollste und edelste Schicht, wo das Gewissen längst überwacht ist".

Zuletzt gibt Hesse diesen Freunden in Schwaben den Rat, den Wahn des Nationalismus vollends zu durchschauen: "Wenn ihr diese Entwicklung in euch vollzieht, werdet ihr über das deutsche Volk und die Kollektivschuld noch gar keine anderen Worte, dann werdet ihr jede Beleidigung oder Provokation ganzer Völker nicht lesen oder anhören können, ohne euch im mindesten mitbetroffen zu fühlen".

Ein guter Rat. Alles geht vorüber, auch der Zwang, Rede zu stehen. Jedoch, ausweichen darf man ihm nicht; das Unglück haben wir ja in der Tat über uns und die Welt gebracht. Um die Einsicht, die Zustimmung, die Einkehr sollen wir uns nicht drücken. Zuletzt dann erledigt sich jede Schuld.

Voreilige erklären, die Schuld sei schon heute erledigt, wir seien quitt - die Leiden, die über die Deutschen nach dem Waffenstillstand verhängt würden, wögen die von uns verursachten auf. In dieser Form ist die Verrechnung nicht richtig, da sie dazu verführt, sich vom verursachten Leid zu sagen, es lohne sich nicht mehr, dabei zu verweilen. Zuletzt wiegt Leiden Leiden auf, aber wir sind noch nicht so weit.

XXXX

Die Frage nach der Haltung der deutschen Intellektuellen beschäftigt die Aussenstehenden. In den Nouvelles d'Allemagne setzt Albert Béguin fest; "Es gibt in Deutschland keine Gruppe Intellektueller mit langer geistiger oder politischer Tradition. ~~Das ist ein Diktum, das in genau dreizehn Worten ein Urteil über eine ganze Nation fällt. Es mutet mich an wie jenes Diktum eines~~ *Jahrestexte*

da war,
politischer Tradition/. Alles, was auch nur im Ansatz ~~bestanden~~ hat, ist
durch die letzten Jahre derart aufgelöst worden, dass wirklich kaum noch ei
Bindung zwischen den deutschen geistigen Menschen und dem europäischen Kul
erbe besteht. # "

Hier werden, sehr zum Schaden der Verständigung, die geistigen und die
litischen Werte miteinander vermengt. Freiheit, Selbstbestimmung, Kontrolle
Staates gehören zu den geistigen Ideen, es ist wahr; aber das Kulturerbe um
fasst auch Kunst, Wissenschaft, Humanität. Von den Deutschen zu sagen, sie be
säßen dieses Erbe nicht mehr, ist eine These, die ich zurückweisen darf.

An der Formung des europäischen Kulturerbes waren wir so intensiv bete
ligt, dass ein paar Namen genügen - Kant, Schiller, Goethe, Beethoven, Humboldt
Will man ernsthaft behaupten, solcher Adel und solche Verpflichtung gehe i
Bewusstsein eines Volkes unter ~~M~~? Dieser Bildungs~~strom~~ hat mit energ
schem Gefälle das ganze neunzehnte Jahrhundert durchflossen, und wenn er
in zwölf Jahren des zwanzigsten zu versumpfen schien, so genügt die Überle
gung, dass zwölf kurze Jahre eine Hemmung bedeuten, ~~weiter~~ nichts, / weiter. I
Wasser werden sich wieder vereinen.

Ich glaube, dass man sich auf Überraschungen gefasst machen darf - dass
die Nation ~~im~~ ^{im} geistigen ~~Bereich~~ ^{Bereich} ^{schr bald} eine Fülle von Talenten und Bekennern
herausstellt, dass sie auf- und nachholt. Die politische Rückständigkeit lä
sich leichter oder rascher überwinden, als man gemeinhin ~~gi~~ annimmt. Die Deu
schen sind schwer zu erfassen. Man kann sie nicht auf eine Formel bringen, i
Reichtum an Differenzierungen verbietet es. Man überlege, dass das preussische
feudalistische System sie nicht gehindert hat, die modernsten Unternehmer
sein. Politisch lebten sie gewissermassen noch im Zeitalter der Restaurati
aber auf allen andern Gebieten waren sie in der Führung.

Béguin sagt: "Der kultivierte Deutsche ist unfähig, sich zu einer wi
lichen Persönlichkeit zu entwickeln; keine inneren Kräfte treiben ihn zum
Handeln oder zur Entscheidung, und er gibt unglücklicherweise jedem Druck
In Deutschland hat man gelernt, Persönlichkeit abseits der Politik zu entf
ten. Das Vorbild Goethe wirkte nach - dieser alte Chinese lehrte geradezu, d

Reisenden, der nach dem ersten Tag in fremdem Land aufzeichnete, alle Einwohner
seien rotharig. Scherz beiseite - dass

die Teilnahme am Politischen hindere die Formung der Persönlichkeit.

Die Folge war, dass diese Intellektuellen in der Tat dem Druck der Macht-
ber nachgaben-darin hat Béguin ohne Zweifel recht. Jedoch, dem Druck nachgeben
hat in zahllosen Fällen den Sinn des Tao: ^{sich beugen, ohne zu brechen, überdauer} ~~anzunehmen, was das Leben selbst~~
ständig bleiben. Wir sind wirklich nicht ohne weiteres auf einen Nenner zu
bringen. Dem kultivierten Deutschen die Persönlichkeit absprechen, berührt uns
ungeheuerlich.

Denk Jener Aussage,
XXXXXX ~~XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX~~ Béguins, es bestehe kaum noch eine Bindung zwischen de
deutschen Menschen und dem europäischen Kulturerbe, begegnen wir am besten
mit der von Hesse empfohlenen Gelassenheit. Es wird sich alles erst zeigen.

XXXXX

In einem an dieser Stelle veröffentlichten Aufsatz "Die beiden deutschen
Literaturen" machte Alfred Döblin darauf aufmerksam, dass eine Reihe von Bli-
chern, die im Krieg draussen geschrieben wurden, die Eingliederung erwarte. Ein
Dutzend Jahre lang gab es zwei Literaturen deutscher Zunge, und die der Emigra-
ten beansprucht, die frischere, freiere, energischere zu sein. ~~XXXXXX~~

Das ist selbstverständlich, denn diese Schriftsteller unterstanden keiner
Aufsicht, keiner Lenkung, keiner Instanz im Ministerium der Propaganda. Döblin
prägt für die in der Heimat erschiene Literatur einen neuen Begriff: es seien
Werke des Eskapismus, der Ausweichung. Das Wort ist ~~un schön~~ schön, wir wollen es
XXXXXXXXXXXXXX
uns nicht zu eigen machen; auch sachlich entstände ein falsches Bild.

Gewiss, wir, die im Lande blieben, konnten ~~es nicht~~ ^{schwerlich} Ideen oder Themen
nicht behandeln. Wir konnten es nicht direkt, Prägungen wie die Me schonrechte
hätte man uns gestrichen. Wilhelm Hausenstein stellt in ~~XXXXXX~~ in einem Münchner Blatt eine
Liste von Werken, meist ~~gutes~~ ^{gutes} geschichtlichen, ^{zusammen,} die in der Nazizeit erschienen
und so geschrieben waren, als gäbe es keine Nazidirektiven. Es ist eine statt-
liche Liste, die den angeblichen Eskapismus widerlegt.

Worauf kam es in den zwölf Jahren an ? Zu warten; das Geisteserbe zu ver-
walten; die Überlieferung wachzuhalten. Dass bei diesen Veröffentlichungen die
ist nicht von Belang; die Abrechnung mit uns selbst
anklägerischen fehlten, ~~XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX~~

und ist im Gang.

Die Emigranten kehren zurück; die Heimat hat das Primat. Für einen Augenblick ergibt sich eine Literatur, die aus einem konservativeren und einem radikalere Flügel besteht; aber diese beiden Richtungen haben sich auszugleichen, und fort ist Deutschland selbst wieder Ort und Mittelpunkt der Hervorbringung: es liquidiert den Auslandsposten, der für eine gewisse Zeit notwendig war.

Eine Selbstbezeichnung, wir seien Eskapisten gewesen, darf man nicht erwarten. Ich möchte das aufs Strikteste aussprechen, damit wir uns nicht noch weiter zerfleischen, um des Kaisers Bart.

XXXX

Eine bayrische Zeitung teilt mit, dass es im Kultusministerium eine Studienrätin, im Münchner Stadtrat zwei Rätinnen, im Roten Kreuz eine Generaloberin, an der Universität drei Professorinnen gibt. Die Gleichberechtigung der Frauen, eine demokratische Forderung, hat sich durchgesetzt.

Die älteren unter uns erinnern sich an eine Broschüre, die anno 1900 aus der Feder ~~XXXXXXXXXXXX~~^{VON} Paul Möbius erschien und Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes lautete. Dieser Nervenarzt hatte theoretisch recht, nicht aber praktisch.

Die Natur hat die Frau gewiss nicht zum Wettbewerb mit dem Mann auf dem intellektuellen Gebiet bestimmt - die Emanzipation, der Eigenwille des Menschen, kümmert sich nicht darum. Er führt Gesichtspunkte ein, die der Zivilisation, nicht dem Elementaren angehören. Naturwidrige Bestrebungen erlangen schöpferischen Erfolg.

Der Vorrang der Praxis, des wirklichen und unaufhaltsamen Geschehens, gehört zu den seltsamsten Tatsachen, die wir noch nicht genug beachtet, noch nicht in unser Weltbild verarbeitet haben. Nichts, was dem Bios zu widerstreben scheint, ist unmöglich, wenn es energisch gewollt wird. Die Ungleichheit der Körper wird nicht als nebensächlich behandelt; die Gleichheit der Personen, des Menschen als Idee, tritt fordernd auf und bedeutet, dass eine Utopie tatsächlich wird.

Was könnte natürlicher sein als der Krieg aller gegen alle? Der Mensch tut dieser Natürlichkeit die selbstgewollte Idee des Weltfriedens entgegen: die höchste, die in der Zivilisation sich bilden kann. Der preussische Geist,

Wentzen

der sich für so realistisch hielt und den Demokratismus als weltfremd
verhöhnte, hat die Wirklichkeit zerstört; der demokratische Geist, als u
pistisch angesehen, nimmt die Einrenkung in die Hand. Das ist ein Vorgang
der den Philosophen zur Überlegung empfohlen sei.

XXXX

Die bayerische Zeitung teilt mit, dass es im Kultusministerium eine Studien-
m, im Münchner Stadtrat zwei Rätinnen, im Hotel Kranz eine Generaloberin, an
Universität drei Professorinnen gibt. Die Gleichberechtigung der Frauen,
demokratische Forderung, hat sich durchgesetzt.

Die Älteren unter uns erinnern sich an eine Broschüre, die anno 1900 aus
einer ^{von} ~~XXXXXX~~ Paul Wöhrle erschienen und über das physiologische
Schicksal des Weibes lautete. Dieser Kernsatz hatte theoretisch recht,
aber praktisch.

Die Natur hat die Frau gewiss nicht zum Wettbewerb mit dem Mann als dem
ideellen Gebiet bestimmt - die Emanzipation, der Eigenwille des Menschen,
ert sich nicht daran. Er führt Geiststapfen ein, die der Zivilisation nicht
Elementaren angehören. Naturwirdige Bestrebungen erlangen schöpferischen

Der Fortschritt der Praxis, des wirklichen und unartificialen Geschehens, gehört
zu den höchsten Tatsachen, die wir noch nicht genug beachten, noch nicht in
Weltbild verarbeitet haben. Nichts, was dem Biss zu widerstreben scheint,

unmöglich, wenn es energisch gewollt wird. Die Unmöglichkeit der Körper
t sich als nebensächlich behandelt; die Gleichheit der Personen, des Menschen
Idee, tritt fordern auf und bedeutet, dass eine Utopie tatsächlich wird.
Was könnte natürlicher sein als der Krieg aller gegen alle? Der Mensch
t dieser Natürlichkeit die selbstgewollte Idee des Weltfriedens entgegen;
hüchste, die in der Zivilisation sich bilden kann. Der ersonnene Geist,

Handwritten signature and scribbles

Die Zeitungen melden: "Vor einiger Zeit hätte Emil Ludwig in Amsterdam einen Vortrag über die Frage von Schuld und Sühne der Deutschen gehalten. Die Amsterdamer Presse erinnerte an einen vom gleichen E. Ludwig ebenfalls in Amsterdam gehaltenen Vortrag über Die Rechtfertigung des Überfalls auf Abessinien. Daraufhin zog es Ludwig vor, seinen Vortrag angeblich wegen Krankheit abzusagen".

Und eine Newyorker Wochenschrift enthüllt, dass C.G. Jung, der bekannte Psychologe, der sich voriges Jahr ~~xxxxxxx~~ alle Deutschen verwarf, da alle in Hitlerschen Auffassungen dächten, ~~xxxxxxx~~ 1934 sich in der Neuen Zürcher Zeitung so vernehmen liess:

"Meines Erachtens ist es ein schwerer Fehler der bisherigen medizinischen Psychologie, dass sie jüdische Kategorien ansetzen auf den christlichen Germanen anwandte; damit hat sie sich das kostbarste Geheimnis des germanischen Menschen, seinen schöpferisch anmutigen Seelengrund, als kindisch basalen Sumpf erklärt. Diese Verdächtigung ist von Freud ausgegangen. Er kannte die germanische Seele nicht. So wenig wie alle seine Nachfolger sie kannten. Hat die gewaltige Erschütterung des Nationalsozialismus sie eines Besseren belehrt?"

Es hat etwas Befreiendes, festzustellen, dass keiner sich auf dem roten Pferd behauptet. Ex cathedra zu sprechen, ist nicht so leicht, man muss dazu berufen sein; und wer berufen ist, zieht vor, nicht den Bannstrahl zu schlendern, weil er weiss, wie schwach Menschen sind.

Emil Ludwig fühlte sich geschmeichelt, weil Mussolini Unterhaltungen mit ihm pflegte, und er ging alsbald hin, um Lanzen zu brechen für die italienische Kulturmission. In Wahrheit hat mit dem Überfall auf Abessinien das Unglück seinen Anfang genommen. Der Demokrat Ludwig hätte besser getrachtet nach Rom in Audienz zu gehen.

Jung wiederum, der so streng von den Deutschen spricht, belegt durch jene Äusserung von 1934, dass der ~~deutsche~~ ^{deutsche} Tiefsinn in ihm selber steckt, in seinen schöpferisch anmutigen, germanischen Seelengrund. Bei den Manen voltaires und Lessings, wie befreiend ist doch Ironie.

zu dem
 Dank einem Vortrag, ~~xxx~~ mich Mainz eingeladen hatte, kam ich zum er-
 sten Mal nach der Katastrophe aus Baden-Baden heraus. Auf der Hinreise
 sah ich, bevor es dunkel wurde, die Verwüstungen in Rastatt, Karlsruhe,
 Mannheim, auf der Heimreise die in Worms, Frankenthal, Ludwigshafen und am
 Rand des Gebirges in Büchenau und Weingarten; dazwischen die von Mainz
 selbst.

Die schlimmsten sind nun gerade ein Jahr alt - der Schutt ist derselbe,
 und die Vorstellungskraft braucht sich nur die Flammen, den Feuerwind
 die Panik hinzuzudenken. Man gelangt zu einem Anschauungsunterricht, den
 Seinesgleichen nicht hat. In Mainz und Worms ist um die Dome tabula rasa
 in Mainz sind Zentrum, Geschäftsstrassen und die Paläste der erzbischöflichen
 Zeit dahin.

Zwei Empfindungen mischen sich: war ein solcher Grad der Vernichtung
 geboten, und: was hat diese arme, verirrte Nation auf sich beschworen? Das
 wilde Heer in den Mitten, wir zogen es herbei. Die Sprengung der Rhein-
 brücken, der Unter- und Überführungen an der Reichsautobahn allein legt die
 Frage nahe, wie der Wille zum Krieg durch den, nie mehr Krieg zu führen,
 sich ersetzen lasse.

Entfernung

Ein Problem so schwer wie die ~~xxxxxxxxxxxx~~ des Schuttes mag die
 Hinwegräumung der alten Anschauungen sein. Während man von einer Stätte
 des Unterganges zur nächsten rollt und mit Apokalypsegefühlen ~~xxx~~ ^{auf dem} Schau-
 platz des Jüngsten Gerichtes zu weilen glaubt, denkt man über das Unglück
 nach, das ein falscher Staatsbegriff erzeugen kann.

Mit dem Mitleid ist es nicht getan, es versteht sich von selbst. Der
 Mensch in Person trägt Verantwortung für das, was ihm als Gemeinschafts-
 wesen geschieht. Zu den Schicksalsschlägen, die durch die Elemente, die
 Seuchen, die aussermenschlichen Kräfte herbeigeführt werden, treten die
 zusätzlichen, die vermeidbar wären, wenn wir unseren Willen einsetzten. Es
 gibt Dämonien und Dämonien.

Man braucht nur einmal zu überlegen, wie Deutschland ~~aussehen~~, falls
 die beiden Weltkriege nicht stattgefunden hätten. Es ist nicht auszusagen

sich heute darböte,

des Dichters. Als der Hauswart bat, die Reliquien zu ~~xxx~~ schonen, soll der Offizier erklärt haben: Wir werden alles verbrennen, was mit euerem Tolstoi zusammenhängt; ~~////~~ das Anwesen ging in Flammen auf.

Vor 1933 und gewiss vor 1914 hätte ich geschworen, deutsches Militärbesatzung derartige Taten nicht. Wie rasch lernt eine Generation um, wenn man ihr erklärt, Barbarenzeit sei zurückgekehrt. Wie willig nimmt sie Parole an, gleichgültig dagegen, was der Inhalt ist. Die Welt geriet materiell und moralisch aus den Fugen - sie wieder einzurichten, wird eine schwere Aufgabe sein. Um eine der Rheinbrücken, die Meisterwerke waren, in die Luft zu sprengen, genügt eine Sekunde; sie herzustellen verlangt einen ungeheuren Aufwand an Mühe und Geld.

Wer dem Feind die Zerstörung der Städte Wohnorte, Verkehrsanlagen, Arbeitsstätten vorwirft, sollte nicht vergessen, dass der Feind gewissermaßen nur erst machte mit dem Schicksal, das der Nation Sozialismus angedacht hatte: Untergang, Vernichtung aus eigenem Entschluss.

Sie hören es nicht gern, die lieben Leute, ^{sie} beklagen sich, dass man Übertreibe und gebe keine Ruhe. Wir ändern aber, die aufrütteln, erfüllen eine Pflicht: um zu mahnen, um zu beleuchten, um die verwirrten Empfindungen zu ordnen, dazu sind wir da.